Herrscher der Nacht

Hans-Peter Schultes

Leseprobe

Erster Band der Schwertherren-Saga

Die Gesamtausgabe von
»HERRSCHER DER NACHT«
kann bei Amazon
als Taschenbuch zum Preis von € 19,90
bzw. als eBook zum Preis von € 6,95
erworben werden.
Die Printausgabe kann zudem auch
direkt über unsere Verlagseite
bestellt werden.

Weitere Informationen zum Buch
und zum Verlagsprogramm finden Sie auf der Webseite
WWW.EMMERICH-BOOKS-MEDIA.DE

Hans-Peter Schultes

Herrscher der Nacht

Erster Band der Schwertherren-Saga

Leseprobe

Emmerich Books & Media

2021

Hans-Peter Schultes

Herrscher der Nacht

Erster Band der Schwertherren-Saga

Fantasy-Roman

Herausgeber:
Peter Emmerich
EMMERICH Books & Media
Wittmoosstr. 8, 78465 Konstanz
WWW.EMMERICH-BOOKS-MEDIA.DE

Originalausgabe
© 2021 by EMMERICH Books & Media, Konstanz
& Hans-Peter Schultes
© 2021 by Hans-Peter Schultes
All rights reserved.

Auszüge aus dem Lied *Im Licht der zwei Monde*
© by Hermann Ritter.

Anhang von Hans-Peter Schultes, Andreas Groß und Jörg Schukys;
Einleitung zum Glossar: Jörg Schukys

Die Fantasy-Welt Magira ist eine Erfindung von
Hubert Straßl (Hugh Walker) und Eduard Lukschandl
www.hughwalker.de

Karte »Hondanan«:
Jörg Schukys & Beate Rocholz

Autorenfoto © Hans-Peter Schultes

Cover-Gestaltung: Beate Rocholz
Bildquelle: Adobe Stock
»A legion marching towards the medieval castle« © Liuzishan

Gesamtlayout und Satz: Jörg Schukys

Inhalt

Vorwort 7

Prolog 11

Erster Teil 13

Jahr 14 nach der Finsternis 15
Jahr 40 nach der Finsternis 21

Zweiter Teil 175

Jahr 41 nach der Finsternis 177

Epilog 475

Anhang 481

Personen der Handlung 483
Glossar 489
Zeittafel 517

Der Autor 523

Nachruf 524

Vorwort

Der vorliegende Roman spielt, wie die ebenfalls bei Emmerich Books erschienene *Nachtschatten-Trilogie* von Andreas Groß, zu einem großen Teil in Magramor, einer der ältesten und gewaltigsten Metropolen der Fantasywelt MAGIRA.

Die Welt Magira wird von den Mitgliedern der ersten deutschen Fantasy-Gesellschaft FOLLOW (Fellowship of the Lords of Wonder) simuliert, einer Gemeinschaft, die sich drei Interessensgebieten widmet: der kritischen Beschäftigung mit der Fantasyliteratur, der Pflege geselligen Beisammenseins in archaischer Atmosphäre und der Ausübung des EWIGEN SPIELS, einer Form des ARMAGEDDON, eines strategischen Fantasyspiels, das seit 1966 in fast ununterbrochener Folge gespielt wird.

Auf vier *Welten*, vier Spielplatten, die mehr oder weniger kreisrund und etwa zwei Meter im Durchmesser groß sind, ringen einmal im Jahr auf dem FEST DER FANTASIE, drei Tage lang die Repräsentanten oder Spieler der einzelnen Simulationsgruppen um Landgewinn, Burgen und Städte und die Schicksale der Völker und Kulturen. Selbst die Spielzüge einzelner Figuren können so zum unerschöpflichen Quell für spätere Legenden werden. Das SPIEL liefert den geschichtlichen Rahmen der Fantasywelt, und vor diesem Hintergrund sind jede Erzählung und jeder Roman, die in MAGIRA spielen, im Grunde genommen *historischer* Stoff.

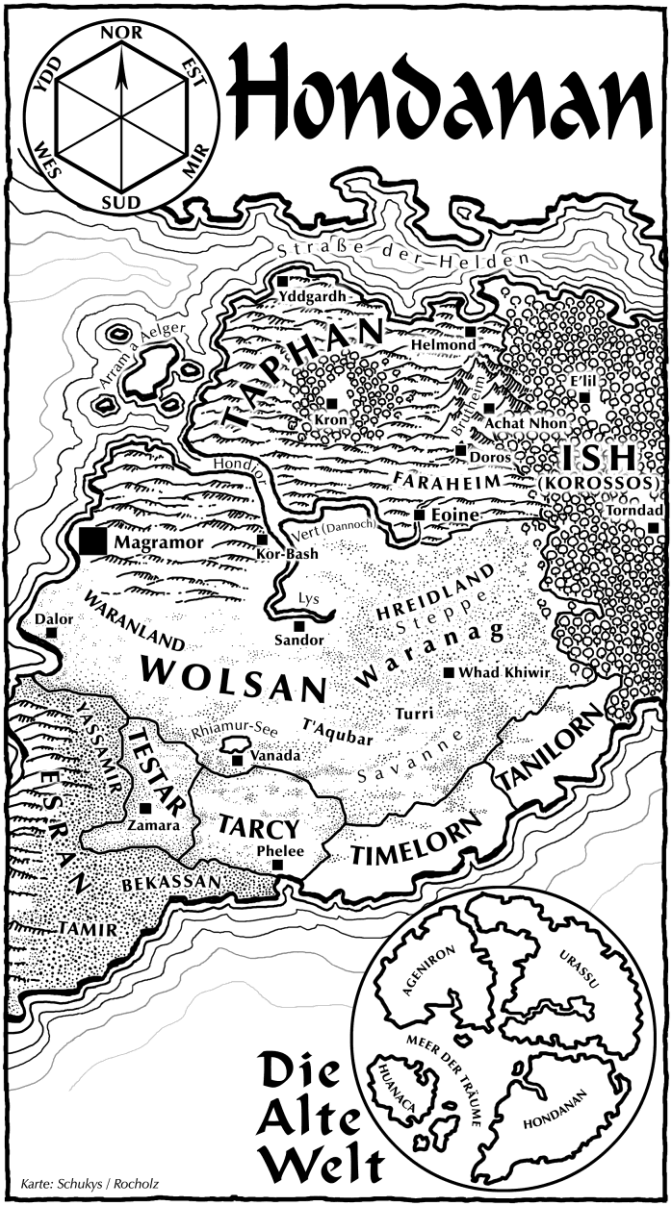
So wurden auch einige Textteile von *Herrscher der Nacht*, schon lange vor dieser Veröffentlichung, als eigenständige Stories in der Vereinspublikation *Follow* veröffentlicht. Andere fanden in veränderter Form Eingang in den Roman *Im Schatten des Blutmondes*, den ich vor gut zehn Jahren zusammen mit Andreas Groß verfasst habe, wobei wir die Handlung von MAGIRA in eine andere Fantasywelt transferiert haben. In *Herrscher der Nacht* erhielten sie zum großen Teil wieder ihre ursprüngliche Form, griffen einzelne Handlungsstränge der *Nachtschatten*-Romane auf und bildeten so den unmittelbaren Grundstock für den ersten Teil der *Schwertherren-Saga*.

Während im ersten Teil der *Nachtschatten-Trilogie* die Ereignisse in und um Magramor aus der Sicht der W'Ing'Tiu, eines nichtmenschlichen Volkes finsterer Bluttrinker, erzählt wird,

gehören die Protagonisten in *Herrscher der Nacht* überwiegend den barbarischen Reitervölkern der Waranag an, deren Kriegerelite, die Schwertherren im Zeichen des Raben, seit Urzeiten die erbittertsten Feinde der Nachtschatten stellen.

Zusammen mit Andreas Groß arbeite ich sei Anfang der Achtzigerjahre an einem Zyklus von Erzählungen um das ›Volk des Raben‹. Die *Nachtschatten*-Romane und die *Schwertherren-Saga* sind Teil davon. Es würde mich freuen, wenn Sie Gefallen daran finden.

Hans-Peter Schultes, Hof 2021



Karte: Schukys / Rocholz

Prolog

Ein hochgewachsener Mann stand am Mitternachtsende der Welt und seine scharfen Augen durchbohrten die sternlose Nacht. Das schlichte, bodenlange Gewand aus schwarzer Spinnenseide, das eng an seinem hageren Körper anlag und die massive goldene Kette mit dem Wappen Clanthons als einziger Zier auf der Brust, umgaben die Gestalt mit einer überlegenen Aura der Macht, die schlicht und erhaben zugleich wirkte. Ein frostiger Windstoß aus den eisigen Weiten des Pols fauchte durch sein kurz geschnittenes dunkles Haar. Als sei er plötzlich aus einem schweren Traum erwacht, umkrampften die schlanken, bleichen Hände die Brüstung des höchsten Turms der schwarzen Feste.

»Eid bleibt Eid!«, murmelte er.

Immer wieder kamen ihm diese Worte in den Sinn, seit er das Blaue Leuchten im Nor erblickt und den Pakt mit den Dämonen der finsteren Mächte geschlossen hatte. Im Meer der Träume musste endlich der Krieg im Wes zwischen Ageniron und Hondanan dem größeren Ringen hier am Pol weichen, musste dem Ansturm der Estländer im Mir von Hondanan Einhalt geboten werden. Noch wehten die schwarzen Banner der Finsternis über den Zwingburgen der Nachtschatten und dem Reich der Waranag. Noch herrschten die Fürsten der Dunkelheit über Magramor und Waranland. Noch ritten die Schwertherren des Raben über die endlosen Steppen Hondanans und durch die Berge Taphans. Aber wie lange noch konnten die stolzen Krieger unter dem Banner des Raben und die Nichtmenschen der bleichen Fürsten der W'Ing'Tiu den unermesslichen Horden aus Estlands Reichen standhalten, die seit vielen Monden die Küsten Hondanans berannten? Einst leisteten die Mächtigen der Finsternis auf der Alten Welt den Blutschwur. Wie Schwertbrüder banden das gemeinsam vergossene Blut Einhorn, Blutkrone und Rabe in Frieden und Fehde, in Rache und Recht aneinander. Sie schworen all ihr Eigen der finsteren Sache zu opfern, Haus und Hof, Ross und Rüstung, Sippe und Gesinde, Leib und Leben, Glanz und Glück. Wo aber waren nun die stolzen Scharen, die unbesiegbaren Ritter des Einhorns? Würde Clanthon die

Eide und Schwüre erfüllen, die er, im Namen seines Königs, in der Nacht des Blutes geschworen hatte, oder mussten Nachtschatten und Waranag alleine fechten? Sollten die schwarzen Banner über Magramor und Eoine, über Whad Khiwir und Helmond fallen, so mochten die barbarischen Horden Estlands, die verräterischen wolsischen Knechte, über das edle Blut der Waranagschwertherren und der Nachtschattenfürsten triumphieren. Wenn die mächtigen Reiche der Nachtschatten und der Waranag in der Flut der Estländer untergehen sollten, dann fiel auch die Finsternis in der Alten Welt.

Dann würde über Peutin das letzte dunkle Banner wehen und Clanthon sein wie eine Insel im Meer des Lichts.

Die ausgebluteten Grenzmarken konnten nur gehalten werden, wenn der brüchige Frieden zwischen Ageniron und Hondanan gewahrt bliebe. Nur dann hätte die Finsternis auf der Alten Welt Bestand. Nur dann! Der schmallippige Mund des Mannes verzog sich zu einem schmerzlichen Lächeln. Er wusste genau, wie viel sein Wort bei den Herrschern der agenirischen Reiche galt. Für Albyon und Tir Thuatha mochte es genügen, für Erainn und Kreos schon lange nicht mehr.

Ein Ritter in der Vollrüstung der schwarzen Garde trat auf einen Wink hin an die Seite des hageren Mannes.

»Sende Boten aus. Eid bleibt Eid! Friede zwischen den Kindern des Einhorns, den Nachtschatten und den Waranag! Wir landen viertausend Helme bei Magramor.«

ERSTER TEIL

Jahr 14 nach der Finsternis

Wo warst du, Bruder der Steppe?
Als wir hielten,
auf stampfenden Rossen,
den Sieg in den Händen,
Als Magramor fiel,
und die Steppe
lichterloh brannte.
Als schwarz war das Land,
von den Heeren des Raben.

(Lied der Waranag)

Der rote Nebel der verlorenen Schlacht hing wie ein blutiger Schleier vor Luanas Augen. Die Sonne versank schnell hinter dem Horizont und verschmolz mit dem schneebedeckten Grasland, wie das Blut, das zuvor schwarz und zäh aus der Schulter geflossen war. Weit im Nor ragten die Ausläufer des mächtigen Brutheimgebirges mit seinen uneinnehmbaren Höhlenfestungen über der kargen Hochebene auf.

Die letzte mögliche Zuflucht ihres geschlagenen Volkes vor Augen, stöhnte die Stammkönigin der Greitunger auf. Aber nicht der pochende Schmerz der Wunde machte Luana zu schaffen. Mit den blutverschmierten Händen konnte sie, selbst durch das hart gefrorene Leder des Harnischs hindurch, die Ungeduld des Kindes fühlen, das endlich das Licht der Welt erblicken wollte. Eine Welt, die auf der Ebene von Hreidgardh von den feindlichen Gutani in Blut ertränkt worden war. Es gab keine Hoffnung mehr. Selbst wenn sie die Kraft fände, das Kind aus ihrem Schoß zu pressen, so mussten unweigerlich beide in der erbarmungslosen Kälte den Tod finden.

Ächzend versuchte sie sich aufzurichten, obwohl sie befürchten musste, dass jeder weitere verlorene Tropfen Blut die Lebenskraft des ungeborenen Kindes nur weiter schwächen würde.

Satanaya! Göttin! Hilf!

Ein rasender Schmerz durchzuckte erneut ihren eiskalten Leib und sie versank in Dunkelheit. Als sich ihr Blick wieder klärte, schien es, als wären ihre Gebete erhört worden. Die Kälte eines Winters, wie er nur alle tausend Monde von den Göttern gesandt wurde, hatte nicht nur den Boden des Graslandes gefroren, sondern auch die klaffende Wunde an ihrer linken Schulter mit einer eisenharten Kruste verschlossen, zusammen mit dem schweren Gutanischlachtpfeil, der darin steckte. Vereint mit der erbarmungslosen Kälte verhinderte der Schaft zwar, dass sie sofort verblutete, aber die beginnende Nacht und der von der Geburt zerrissene Leib würden vollenden, was die im zerfetzten Muskelfleisch steckenden Widerhaken der Pfeilspitze bisher noch nicht vollbringen konnten. Vergeblich mühte sie sich ab, den Schaft des Pfeils zu brechen. Aber immer wieder rutschten ihre halb erfrorenen Hände an dem glatten, eisverkrusteten Holz ab. Die Schmerzen, die dabei jedes Mal ihren Leib durchrasten, ließen sie bald erschöpft zurücksinken. Ihr rasselnder Atem gefror in der eisigen Dämmerung. Sie leckte das Blut von den zerrissenen Lippen. Die von Schwerthieben zerfetzten Ringe des Harnischs schnitten tief in die Haut. Eine Haut, die jetzt kurz vor der Geburt so straff gespannt war wie die einer Trommel. Doch diese Schmerzen waren ein Nichts gegen das Grauen des schleichenden Todes, der durch Stahl, Leder und Wolle mit seinen kalten Klauen unerbittlich nach ihr griff. Noch einmal bäumte sie sich auf, denn sie war Greitunger. Das Blut von zwölf Stammköniginnen der Pferdegeborenen floss in ihren Adern. Erst wenn Tan, der große Würger, der gefiederte Gott des weiten Graslandes, den wahren Namen rief, mochte es vorbei sein. Suchend irrten ihre blutunterlaufenen Augen durch die Schleier der beginnenden Nacht.

Nebelschwaden wehten um die ausgebrannten Wagen und legten sich wie gespenstische Hände um die zerfetzten und zerhauenen Standarten. Die Toten lagen, so wie sie gefallen waren, als verlorene, schmutzige Bündel, um die Feldzeichen des Stammes. Die Schildmaiden und Krieger ihrer Gefolgschaft hatten ihr Leben teuer verkauft. Die Gutani mussten ungeheure Verluste erlitten haben.

Luanas unsteter Blick blieb an einem riesigen merunischen Vollblut hängen, das zwei Speerlängen entfernt als dunkle

Erhebung aus den Schneewehen ragte. Das Gemetzel konnte erst seit kurzer Zeit zu Ende gegangen sein, denn der gefallene Pferdeleib dampfte noch immer in der eisigen Luft des Winters. Das dunkle, von Narben durchzogene Gesicht der Königin verzerrte sich vor Anstrengung, als sie auf den Kadaver zu kroch. Ein zerbrochener Speer, dessen ellenlange Klinge an einem handbreiten Holzschaft steckte, lag neben ihr. Die Klinge immer wieder in den gefrorenen Steppenboden stoßend, zog sie sich näher an den Merunen heran, stets darauf bedacht, dass der Pfeilschaft in einer für sie erträglichen Stellung blieb. Doch das schmerzhafte Zerren im Unterleib überwog und wurde bald unerträglich. Fruchtwasser rann die Beine hinab und die Schulterwunde brach unter der Anstrengung erneut auf. Als sie den Kadaver endlich erreichte, ließ sie eine breite rote Spur zurück. Mit letzter Kraft warf sie sich auf den warmen Pferdeleib. Der Schaft in der Schulter erzitterte und Luana schwanden fast die Sinne vor rasendem Schmerz.

»Satanaya!« Der Name der Göttin schlug im Takt ihres Herzens.

Die Königin der Greitunger schrie den Geburtsschmerz, der den geschundenen Leib zu zerreißen versuchte, schrie den Hass und die Wut auf die Feinde hinaus in den sterbenden Tag.

Ein letzter Schrei und Satanaya, die Große Mutter der männertötenden Greitungerfrauen, warf sie über den Merunen. Mit der scharfen Speerklinge schnitt sie in die Schlagader des Tieres. Dunkles Blut quoll in einem steten Strom heraus und Luana trank heißes, salziges Pferdeblut wie köstlichen Met. Ein wenig gekräftigt öffnete sie mit einigen entschlossen geführten Schnitten die Bauchdecke des Tieres. Stinkend und dampfend ergossen sich Eingeweide und Gedärme aus dem Pferdebauch. Luana, die rettende Wärme vor sich, befand sich jenseits von Ekel und Gestank. Sie erweiterte die Öffnung und schaufelte mit letzter Kraft weitere Innereien heraus. Die Höhlung aus Fleisch und Haut nahm sie bereitwillig auf. Kurz noch erzitterte der Schaft in der Schulter, dann überwältigte sie erneut die Erschöpfung.

Ihr letzter Blick streifte die Ebene. Die Umrisse eines Reiters zeichneten sich am weit entfernten Horizont ab.

Als sie die Augen wieder aufschlug, wurde die Schwärze der Nacht von einem noch dunkleren Schatten verschluckt. Die hohe Gestalt des Nichtmenschen schlug den Mantel zurück und brachte damit die letzten Sterne zum Erlöschen. Aber die roten, wie mit Blut gefüllten Augen schimmerten dafür wie Juwelen in einem unheimlichen Glanz. Ungerührt verweilte der funkelnde Blick des Nachtschattenfürsten auf der Königin.

Luana, deren Atem in den immer stärker werdenden Wehen zu hecheln begann, sank erschöpft zurück. Ihre Rechte umfasste eine Silberkette zwischen den blutverschmierten Brüsten, die sich trotz zahlreicher Geburten noch immer fest und aufrecht dem Feind entgegenreckten. Daran hing ein kreisrundes Amulett, kaum größer als eine wolsische Goldmünze. In der Mitte des fein gearbeiteten Artefakts schimmerte ein rauer grüner Stein. Der Mondstein. Das Zeichen der Göttin. Das uralte Symbol der Herrschaft über den Stamm der Greitunger.

»Du!«, flüsterte sie und kurz erfüllte sie ein heißes Sehnen. »Du bist zurückgekommen …!«

Offen und verwundbar lag sie vor dem Urgor, dem Nichtmenschen. In einem kranken Rot schimmerte die zweischneidige, leicht gebogene Klinge in der Hand des Wesens. Keine Regung zerstörte die Vollkommenheit des fremdartigen Antlitzes. Tief in den letzten verborgenen Windungen ihres Geistes bäumte sich kurz der Gedanke an Flucht und Rache auf. Dunkel erinnerte sie sich an eine andere Klinge. Das heilige Erbschwert der Pferdegeborenen, die letzte Hoffnung der Völker des Graslandes. Fluch und Segen zugleich für den Träger bedeutete es für die Nichtmenschen in den vergangenen Zeitaltern doch immer den Tod.

Immerzu musste sie an die Worte über das *Schwert der Macht* denken. Mehr und mehr wurde ihr bewusst, wie sich alle Hoffnungen und Sehnsüchte der Völker des Graslandes auf diesen einen Gegenstand richteten. Doch der Schwertträger dieses Zeitalters war ein Mann, dem Macht und Ruhm mehr galten als das Schicksal der Welt. In diesen Tagen stand nichts mehr zwischen dem Untergang der Menschheit und dem Sieg der Nichtmenschen, der Urgorrassen in Hondanan … *Yorana, Schwester – wo bist du in diesem Augenblick meiner dunkelsten Stunde …?*

Tief beugte sich der Nachtschattenfürst zu Luana hinab, bis sich beider Augen in gleicher Höhe befanden. Als sich die

Gedanken der Greitungerkönigin mit der Hoffnung auf Rettung und der Suche nach dem Schwert vermischten, riss der Urgor, unberührt von ihrer Pein, an dem Pfeil in der Wunde.

Kreißender Schmerz, der aus dem Unterleib durch ihren ganzen Körper raste, vereinigte sich mit dem sengenden Schmerz, der in der Schulter tobte, und warf sie endgültig auf den Rücken.

Hilflos musste sie mit ansehen, wie die Klinge das hart gefrorene Leder an den Lenden aufschlitzte und mit einem blitzschnell geführten Schnitt ihren schwangeren Leib öffnete. Eine glühend heiße Qual schickte sie für einen kurzen Augenblick in eine gnädige Schwärze. Sie fiel wie ein schützender Schleier über ihre Augen und umhüllte das Geistwesen, während aus dem zerrissenen Fleisch ein schreiender Säugling rollte. Der grausam gebogene Dolch des Juwelenäugigen hatte das Gesicht des Kindes verletzt und das helle Blut des Neugeborenen vermengte sich mit dem Blut Luanas. Die Schmerzen zerrten an ihrem Bewusstsein und rissen sie aus der ewigen Nacht. Mit letzter Kraft bäumte sie sich auf. Trotz der tödlichen Wunde nahm sie jede Einzelheit wahr. Es schien, als könne sie nicht aus der Welt scheiden, ehe ihr nicht ein letzter Blick auf das Kind gelänge. Doch der Urgor versetzte ihr einen Tritt und sie ging sterbend zu Boden. Geschickt zertrennte er die Nabelschnur und band sie ab. Brutal riss er das Amulett von Luanas Hals. Benommen beobachtete sie, wie er das Kind und den Mondstein in seinen Mantel barg und sich in einer fließenden Bewegung auf sein nachtschwarzes Pferd schwang. Noch einmal versuchte sie sich aufzurichten, doch ihr ausgebluteter Körper fand dazu keine Kraft mehr.

Verzweifelt blickte Luana dem Reiter hinterher, der langsam in die sterbende Nacht entschwand. Eine letzte Träne rann ihr über die Wange, als eine tiefe Dunkelheit sich über sie senkte und die Schmerzen mit sich nahm. Ein letzter Atemhauch drang mit einem verwehenden Gedanken über die blutigen Lippen. Sie ging auf die andere Seite ohne das Wissen über das Geschlecht des Kindes, das niemals die Herrschaft über die Greitunger erlangen würde.

Jahr 40 nach der Finsternis

Wo warst du,
Bruder der Steppe?
Als wir warteten,
auf schnaubenden Rossen.
Die Feinde zerstampft,
unter dem Eisen der Hufe.
Als wir warteten,
bis der Freund uns
zum Feind ward.
Uns die Ehre fast brach,
an der Freundschaft zu dir.

(Lied der Waranag)

1.

Die Mittagssonne brannte unbarmherzig auf die Kampfgrube herab und brachte die Luft darin zum Kochen. Eine Speerlänge tief und zwei Speerlängen im Durchmesser maß das Rund, in vielen Monden harter Arbeit herausgehauen aus den Felsen von Doros, der bisher unbezwungenen Höhlenstadt der letzten Greitunger im Hochland von Brutheim. Seitdem wurde die Grube mit dem Schweiß und dem Blut derer getränkt, die im steten Kampf gegen die unerbittlichen Frauen der Königin zu ebenso starken und entschlossenen Kriegerinnen heranwachsen sollten.

Der Stab wirbelte durch die Luft und die Letzte aus der Schar der blutjungen Anwärterinnen taumelte, übersät mit schmerzhaften blauen Flecken, an den Rand der Kampfgrube, wo sie schweißüberströmt und völlig erschöpft in die Arme ihrer ebenso unglücklichen Gefährtinnen sank. Wütend über die Schmach der erlittenen Niederlage versuchten diese, die Prellungen mit feuchten Tüchern und wilden Flüchen zu kühlen.

Die alte Frau in der Mitte der Arena nahm wieder die Ausgangsstellung ein. Sie stützte sich dabei gelassen auf den Kampfstock aus dem eisenharten Holz des Tawabaumes und nickte zufrieden. Ihre Atmung schien sich seit dem Beginn der Übungen kaum beschleunigt zu haben. Sie wirkte zäh und unerbittlich und der vermeintlich hagere und ausgemergelte Leib hatte seit der Morgendämmerung schon vielen jungen Kriegerinnen der Greitunger die Grenzen ihrer Möglichkeiten aufgezeigt. Die Überheblichkeit der Jugend von Doros lag jetzt völlig ermattet und mit schmerzenden Gliedern am Boden. Doch die Frauen und Mädchen aus dem Hochland von Brutheim klagten nicht. Sie nannten sich Orana, wie die Kriegerinnen des Singenden Landes, die einst Ora, der Göttin des Mondes dienten, von Kron aus über die Berge und Wälder von Taphan herrschten und sich Männer wie Sklaven hielten. Sie alle, die erst nach der Schlacht in der Ebene von Hreidgardh geboren waren, kannten die alten Geschichten, hatten sie förmlich mit der Muttermilch eingesogen. Ihre Jugend verlieh den Überlieferungen des untergegangenen Sonnenreiches einen neuen Glanz. Sie sollten lernen zu kämpfen und zu überleben – und wenn es denn sein musste, auch zu sterben – wie die Kriegerinnen des alten Taphan.

Der suchende Blick der Alten blieb an einer hochgewachsenen Orana hängen, die inmitten einer Schar von reiferen Frauen den Kämpfen schon seit geraumer Zeit zusah. Auffordernd erhob die alte Kriegerin den fünf Fuß messenden Kampfstab. Die Geste galt Dagena, der Tochter Luanas, die sich mit Mitte zwanzig auf der Höhe ihrer Kraft und Geschicklichkeit befand. Sie trug die leichte Kampfausrüstung der Greitungerkriegerinnen aus Leder und Stahl, die kaum die Blöße bedeckte. Der schlanke, muskulöse Leib schimmerte wie in Bronze gegossen, aber die hellen Haare, die zu einem langen Zopf gebunden waren, und die grauen Augen unterschieden sie doch wesentlich von den dunkeläugigen Kriegerinnen, denen die nachtschwarzen Haare lang und offen bis zu den Hüften fielen.

Marae, die alte Ausbilderin der Orana, der Männertöterinnen, der kämpfenden Frauen der Greitunger, grinste hämisch. Natürlich war Dagena wieder völlig in Gedanken versunken. Wie so oft in den letzten Tagen und Monden träumte die

Schwester der Königin mit offenen Augen und blickte, wenn man sie aus dieser Versunkenheit riss, trotzig und voller Unmut zurück. Doch heute würde sie kämpfen müssen und ihr verfluchtes Blut sollte den Stein von Doros färben.

»Satanaya! Kämpfe!«

Das Todesröcheln des Mannes vermischte sich mit dem schrillen Siegesschrei der Orana. Angewidert zog die Kriegerin den kurzen Stoßspeer aus dem Rücken des Opfers und reinigte die Waffe kurz mit den Blättern des Hügelbaums. Vor dem zerborstenen Tor der alten Tempelanlage verkrallten sich die Hände des Sterbenden im Todeskampf in die steinerne Treppe. So, als wolle er selbst im Tode noch die letzten Stufen erklimmen, um in dem schwarzen Tor, das wie das gähnende Maul eines Ungeheuers drohte, zu verschwinden. Wieder hatte Satanaya, die Göttin des Mondes, ein Opfer angenommen. Wieder konnte die Reinheit des Tempels gewahrt werden. Als der letzte Atemzug aus dem Mund des Sterbenden gewichen und die Kriegerin mit den Schatten der Bäume verschmolzen war, hörte Dagena die Geräusche des Dschungels nur noch wie aus weiter Ferne. Das kecke Schnattern der kleinen Affen, das Brüllen der großen Räuber und das tausendfache Summen der Insekten, das Zirpen der bunt gefiederten Vögel, sie klangen zunehmend gedämpfter und schwanden mehr und mehr. Auch die Strahlen der untergehenden Sonne, die sich in den Kronen der Bäume filterten und die ringförmigen Lichtungen aus Mutiagras, in denen das Leben des Landes unaufhörlich pulsierte, verloren bald ihren goldenen Schimmer. Ishitiland, Land der Äope, der Göttin der grünen Hölle von Ish. Zerrissen zwischen den Mächten der Finsternis und des Lichts hatten sie hier, in der Mitte des Landes, seit Äonen um die Vorherrschaft in den Herzen der Menschen gefochten.

Was ging hier vor sich? Nicht nur ein Leben war ohne Erbarmen ausgelöscht worden, nein, etwas musste zerbrochen worden sein, was tief in Dagena verborgen geruht hatte. Etwas Vertrautes und doch Fremdes zugleich. So vertraut und fremd wie die Leiche des Mannes, der nun wie ein zerbrochenes Spielzeug auf den Stufen des Tempels lag. Kannte sie jene lange, schlaksige Gestalt denn nicht? Kamen ihr der weiße Schopf und das alte, von einem wuchernden Bart bedeckte Gesicht nicht bekannt vor? Und die Augen, diese immer so sanft blickenden, grauen Augen, die nun zerbrochen in den feuchten Himmel des Dschungels starrten … Garizo! Entsetzt sank Dagena an der

Leiche des Mannes nieder. Garizo und … tot? Nein! Das konnte doch alles nur ein Traum sein. Aber das schwarze Blut, das immer noch aus der tiefen Rückenwunde floss und ihre Hände benetzte, zerstörte jede Hoffnung.

Grimmig schritt Dagena, ohne über die Gefahren nachzudenken, über die Leiche ihres Gefolgen hinweg und trat in das Dunkel des Tores. Finsternis und tödliche Stille hüllten sie ein. Als sich ihre Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten, sah sie in der Ferne ein schwaches, silberfarbenes Schimmern. Erst unsicher, dann immer zuversichtlicher, die Schritte in die Richtung des Lichtes lenkend, ahnte sie mehr, als dass sie es mit eigenen Augen sah, dass die Wände des Ganges allmählich zurücktraten und sich zu einer großen Halle weiteten. Am Ende der Halle lag auf einem unförmigen Tisch aus Stein matt schimmerndes Eisen. In der Blutrinne der uralten Speerspitze waren schwarze Runen eingeritzt, die im zuckenden Feuerschein der Fackeln blutige Tränen weinten.

Unbarmherzig musterte Marae eines der Mädchen, das sich noch aufrecht hielt. In einer Bewegung, der das Auge kaum folgen konnte, raste der Kampfstock der Alten wie das zustoßende Haupt einer Viper auf die Orana zu, die von diesem Angriff völlig überrascht wurde. Die junge Kriegerin schrie gellend auf und krümmte sich vor Schmerzen. Langsam brach sie in die Knie und blickte ungläubig auf die zerschmetterte Schwerthand, von der das Blut in den heißen Sand der Grube tropfte.

»Herrin!«

Der vor Schmerzen zitternde Ruf riss Dagena endgültig aus ihren Tagträumen.

Sie erkannte Madraya, die jüngste und einzige der eidverschworenen Gefährtinnen, die ihr nach Doros gefolgt war. Mit schreckgeweiteten Augen und blutüberströmter Hand und am ganzen Körper zitternd, kauerte sie in der Grube. Mit einem grimmigen Lächeln auf den schmalen Lippen zwang sich Dagena zu Ruhe und Zurückhaltung. Jetzt wusste sie, zu welchem Zweck Marae auf den Übungskampf in sengender Sonne bestanden hatte.

Roya, eine ältere Kriegerin, die Stellvertreterin Maraes, warf ihr sofort einen Kampfstock zu. Alle um Marae und Dagena erkannten, dass die Zeit zum Reden vorüber war. Instinktiv fing

Dagena die schwere Übungswaffe auf. Ihr schweifender Blick blieb dabei erstaunt auf der hochgewachsenen Gestalt des Mannes hängen, der wie gelangweilt dicht am Rand der Kampfgrube stand. Aber sie wusste es besser. Der Mann, ein Schwertherr der Waranag, wartete nur darauf endlich eingreifen zu können, denn unter dem Deckmantel seiner überheblichen Lässigkeit lauerte eine erschreckende Wildheit, die dem eines jagenden Felslöwen Brutheims in nichts nachstand.

»Garizo! Du … hier?«

»Wo sollte ich sonst sein, Herrin?«, grollte der alte grauhaarige Riese. Bedrohlich klirrten die Ringe des ärmellosen Kettenhemds, die der Gefolge Dagenas trotz der feuchten Hitze über dem Wams aus weichem Hirschleder trug. Gewaltige Muskeln zeichneten sich an den bloßen Armen des Hünen wie Taustränge ab und sein gewaltiger Brustkorb schien die Ringe seiner Brünne fast zu sprengen. In seinen groben Worten schwang ein leichter Unterton von Sorge mit.

»Bei dem Gott meiner Väter, Dagena! Kämpfe! Zeige der alten Frau, was du gelernt hast.«

Dagena löste sich endgültig von ihren Gedanken und den Worten Garizos und sprang in einer geschmeidigen, fast raubtierhaften Bewegung in die Kampfgrube, allerdings nicht ohne sich noch einmal besorgt nach dem alten Krieger umgesehen zu haben. Die Greitungerfrauen am Rand der Grube, alles auserlesene Orana der Königin, standen beunruhigend dicht bei dem alten Krieger. Dagena musterte ihn besorgt. Doch der Hüne nickte nur und sie grinste, als sie aus den Augenwinkeln bemerkte, wie sich die Rechte des Alten langsam um den Knauf des langen Schwertes an seiner Seite legte.

Gefasst wartete sie auf den Angriff Maraes.

Dagena war ein Kind zweier Welten. Ein Hochlandfürst, einer der blonden Schwertherren aus der königlichen Sippe der Waranag, hatte, kaum zwei Jahre vor der Schlacht gegen die Gutani, bei ihrer Mutter gelegen und so wurde sie unter dem *Zeichen des Raben* geboren.

Die Lebensspanne eines Schwertherren im Zeichen des Raben umfasste mehr Jahre als die eines gewöhnlichen Menschen und ihre Kinder reiften schneller heran. Doch Geist und Körper wuchsen nicht immer im Gleichklang. So war Dagena in den

ersten Jahren zwar den fast gleichaltrigen Gefährtinnen geistig überlegen gewesen, doch ihr Körper hatte nicht mit der Entwicklung des Verstandes mithalten können, verblieb selbst in der Blüte der Jugend fast noch auf der Stufe eines Kindes. Doch dies lag schon lange zurück. Jetzt war sie eine Orana und es gab nur wenige unter den Männertöterinnen der Greitunger, die es mit ihr an Gewandtheit und Kampfkraft aufnehmen konnten.

Doch selbst sie wankte jetzt unter dem blitzschnellen Angriff der alten Kriegerin.

»Bei Satanaya! Kämpfe Mädchen! Beweg dich!«

Die alte Kriegerin, den Kampfstock mit beiden Händen führend, nahm keine Rücksicht. Mit drei brutalen Schlägen trieb sie Dagena vor sich her, bis diese die heiße, zerfurchte Grubenwand in ihrem Rücken spürte.

Fluchend musste Dagena zusehen, wie sich Marae ungehindert zurückzog und sie mit überheblicher Gebärde erneut in das Innere der Kampfgrube winkte.

»Träumst du immer noch? Beweise, dass du besser bist als die anderen. Du musst besser sein. Das ist es doch, wonach dein Waranagblut lechzt. So zeige mir, warum du uns Greitungern so überlegen bist. Komm und lerne Demut oder wirf mich zu Boden!«

Dagena schäumte innerlich. Doch sie atmete nur kurz durch und zähmte den Zorn. Die alte Orana versuchte sie herauszufordern. Von Garizo war sie schon lange gewarnt worden. Seit den Tagen ihrer Kindheit verfolgten die alten Kriegerinnen sie mit einer Mischung aus Verachtung und Misstrauen – seit die Waranag vor mehr als zwanzig Sommern aus dem Hochland in die Schluchten und Berge Brutheims eingedrungen und mit den Resten der Greitunger in Doros ein Bündnis eingegangen waren. Seit diesen Tagen war die Rivalität zwischen den kämpfenden Frauen und den fremden Eroberern nie ganz verschwunden. Zähneknirschend hatte Dayra, die Halbschwester Dagenas, eine reinblütige Greitungerstammkönigin, das Bündnis schließen müssen. Ohne die Schwerter der Waranag wäre es den wenigen Sippen, die das furchtbare Gemetzel in der Ebene von Hreidgardh überlebt hatten und sich in die Berge von Brutheim retten konnten, niemals gelungen, ihre Selbstständigkeit zu

bewahren. Von den Verlusten in dieser Schlacht erholten sich die Greitunger lange nicht. Zu wenige Krieger waren dem Tod entronnen und so gingen viele der überlebenden Frauen und Mädchen wieder den alten Weg. Sie wurden zu Orana, zu Männertöterinnen, wie sie in den vergangenen Zeiten in Taphan hießen. Sie holten sich Männer von den umliegenden Stämmen und zahlreich waren die Frauen und Mädchen der Stämme des Graslandes, die, wie sie, dem Ruf der Göttin folgten. Jetzt herrschte Satanaya, die große Mutter, wieder uneingeschränkt über die Kriegerinnen der Greitunger und in den Bergen Brutheims fanden sie zum ersten Male nach langen Jahren der Not wieder so etwas wie Frieden und Geborgenheit. Wohl verbanden sich in den vergangenen Sommern viele der Jüngeren unter den Orana mit den flachshaarigen Kriegern der Waranag, doch es waren die Alten, die mit dem Schicksal haderten, jene Kriegerinnen, die noch unter Luana, der letzten Königin, der Mutter Dagenas und Dayras, jung gewesen und das alte Reich der Steppe in voller Blüte erlebt hatten. Sie empfanden es als Schande, der Gnade von Männern ausgeliefert zu sein, wie sie es nannten. Doch die alten Tage der reitenden Frauen inmitten eines großen Stammesverbandes konnte nur noch ruhmreiche Vergangenheit sein. Jetzt herrschten die Waranag unter dem Zeichen des Raben über die Steppe und über das Hochland von Taphan. Wenn in den blonden Schwertherren, wie auch in den Kriegerinnen der Greitunger, entfernt dasselbe Blut aus grauer Vorzeit floss, so gab es doch immer wieder Hader und Streit, gerade zwischen den Alten unter den Stämmen. Auch Dagena litt zusehends unter dem Hass und dem Neid derer, die der vergangenen Größe der Greitunger nachtrauerten.

Ja! In ihr floss Waranagblut! Aber war sie deshalb etwas Besonderes und nur durch den Zufall der Geburt mehr als die anderen Frauen und Mädchen von Doros? Und was hieß mehr? Was erhob sie über ihre Gefährtinnen?

»Du denkst zu viel!«

Der Stab der Orana sauste herab und Dagena konnte gerade noch den Kampfstock zwischen ihr rechtes Schlüsselbein und den beidhändig geführten Stab Maraes bringen. *Ja*, dachte sie zerknirscht. *Ich habe mich schon wieder von meinen Gedanken ablenken lassen.*

Sollte ihr das in einem wirklichen Kampf geschehen, dann mochte es durchaus sein, dass es leicht ihr Letzter sein würde. Wieder griff Marae an und Dagena ging unter den dicht aufeinanderfolgenden Schlägen des Stabes in die Knie. Vorerst verdankte sie es ihrer Jugend und ihrem Geschick, die schnellen Angriffe abzuwehren, aber so stark und so gefühllos hatte die alte Frau den Stock noch nie eingesetzt. Grimmig stemmte sich Dagena wieder empor und wehrte sich verzweifelt. Die Stäbe kreuzten sich blitzschnell. Schlag folgte auf Schlag und die Schwester der Königin steckte die kraftvollen Hiebe der alten Orana beinahe immer gleichmütiger weg, denn nun hatte sie zu ihrem Rhythmus gefunden. Sie wich auch nicht mehr zurück. Blaue Flecken und Blutergüsse übersäten alsbald ihre Haut, doch sie hielt immer noch stand. Leichtfüßig tänzelte sie immer wieder aus der Reichweite des Stabes und schlug nun ihrerseits zurück. Aber von einem Augenblick zum nächsten konnte sie das Tempo, das die alte Kriegerin vorgab, nicht mehr mithalten. Wie nasses Leder wand sich ihr eine unerklärliche Kraft um den Kopf und presste und zerrte, als würde diese unsichtbare Bedrohung in der Sonne trocknen, um ihr die Schläfen zu sprengen. Es kam, wie es kommen musste. Arme und Beine fühlten sich schwer wie Blei an und dann setzte der Schmerz ein. Ihre Bewegungen wurden langsamer. Erschöpfung machte sich breit und ein Schlag gegen die Rippen brachte sie endgültig aus dem Rhythmus. Dann durchbrach der Stock Maraes erneut ihre Deckung und traf sie so hart am Kopf, dass es ihr schwarz vor Augen wurde. Sie taumelte zurück. Aber die Spitze des Stabes der alten Orana folgte blitzschnell und hielt, nur eine Handbreit von ihrer Stirn entfernt, inne.

Regungslos und innerlich vor Schmerzen brüllend, starrte Dagena wie versteinert in das höhnisch verzogene Gesicht Maraes.

»Genug! Das reicht jetzt!«

Der baumlange Waranagkrieger sprang, sein Alter Lügen strafend, wendig in die Kampfgrube und schob Marae mit einer respektlosen und fast brutalen Bewegung zur Seite. In dem Augenblick erkannte Dagena die schreckliche Wahrheit. Dies war kein Übungskampf gewesen. Marae hatte sie töten wollen. Irgendjemand musste die Kraft des Geistwesens eingesetzt haben, um sie zu lähmen – und sie war allein. Allein unter den

Kriegerinnen Dayras, die sie lieber heute als morgen tot sehen wollten. Wie konnte sie nur so dumm sein. Nur Garizo und Madraya befanden sich bei ihr und im Gegensatz zu ihrer Schwertschwester musste der Waranag viel rascher erkannt haben, wie es um sie stand.

Zischend fuhr das lange Schwert Garizos aus der Scheide und der Hüne zog einen Halbkreis aus Stahl um sie. Rücken an Rücken stand er mit Dagena und brüllte: »Was steht ihr alle hier herum und glotzt? Ich bin sicher, die Königin wüsste nur zu gerne, wie die Frauen von Doros jene behandeln, die in ihre Obhut gegeben wurden. Sieht so die berühmte Gemeinschaft der Orana aus? Wird so das Blut der Tieflandstämme und der Frauen in den Hochlanden in Ehren gehalten?«

Garizo!, seufzte Dagena, als sie das klirrende Kettenhemd des Alten im Rücken spürte. Selbst jetzt noch, da das Schicksal auf Messers Schneide stand, selbst jetzt noch, den sicheren Untergang vor Augen, wollte der alte Krieger seine Ehre wahren.

Sie hob den Kampfstock und raunte dem Waranag zu: »Warum behandelst du mich immer, als wäre ich noch ein kleines Kind? Ich muss dies allein zu Ende bringen …«

Aber die Erkenntnis kam zu spät. Sie begriff, wie der rote Zorn und die Kampfeslust in den sonst so sanften Augen des Alten aufblitzten. Er durfte und er wollte nicht auf sie hören.

Seit sie denken konnte, hütete dieser Krieger sie wie seinen eigenen Augapfel. Er war wie ein Schatten, unbemerkt und doch immer an ihrer Seite. Sie wusste, dass er für sie sterben würde, was Satanaya verhindern mochte.

Seine Treue galt seit den Tagen, da seine Fara, seine ganze Sippe, bei einem Überfall in der Steppe umgekommen war, der alten Königin. Als reifen Mann hatte ihn Luana an die Wiege Dagenas geführt und ihm damit ein neues Leben geschenkt. Seitdem war er nur einmal von der Seite Dagenas gewichen.

Der Tag, als Luana und der größte Teil des Stammes unter den Schwertern der Gutani fielen, hatte für jeden, der nach dem Gemetzel noch lebte, Verluste, Schmerzen und unsägliches Leid bereitgehalten.

Garizo wandte sich noch einmal Dagena zu. »Du magst vielleicht kein Kind mehr sein, Herrin, aber ich habe deiner Mutter geschworen, dein Hüter zu sein und … «Er zögerte leicht, als er

mit rauer Stimme fortfuhr: »… auch wenn es mir nicht immer gelungen ist!«

Dann sprang der hünenhafte Waranag endgültig und fast begierig in den Halbkreis der Orana, die inzwischen hinter Marae Stellung bezogen hatten.

»Wir leben nicht in der Vergangenheit, Garizo«, murmelte Dagena schwach hinter seinem Rücken her. »Damals, in den Tagen der Not, da war ich das Kind, das du jetzt immer noch in mir siehst. Damals, als dein schnelles Schwert mich vor dem Grauen schützen wollte …«

Doch sie erkannte, dass ihre Worte nutzlos verhallten. Als seine Klinge Fleisch fasste und zwei Kriegerinnen ächzend mit klaffenden Wunden zusammenbrachen, da verfluchte sich Dagena dafür, ohne ausreichende Begleitung nach Doros gekommen zu sein.

Die Frauen Dayras wichen und der flachshaarige Krieger baute sich drohend und herausfordernd vor der alten Orana auf, die schweißüberströmt und schwer atmend in der Mitte der Kampfgrube stand. Der Kampf gegen Dagena hatte nun endlich auch bei ihr seine Spuren hinterlassen.

»Geh mir aus dem Weg, du Hund«, knurrte die alte Kriegerin und hob mit einer lässigen Bewegung ihren Stab.

Roya stellte sich an die Seite von Marae und löste mit einer langsamen Bewegung ein Sattelmesser – ein Sneida – vom Kampfgürtel. Herausfordernd blickte sie in die funkelnden Augen des Waranag. Wütend zog dieser die Stirn in Falten und umschloss den Griff seines Schwertes so fest, dass die Knöchel seiner Finger weiß hervortraten. Dagena wusste, er würde nicht weichen.

»Überlass ihn mir, Roya. Er ist nur ein Sklave. Einer der dient«, sagte Marae verächtlich und spuckte aus. »Ein Kindermädchen für das verwöhnte Königskind. Beschmutze deine Waffe nicht mit dem Blut eines gewöhnlichen Mannes.«

Auf einen Wink Maraes hin umringten Garizo und Dagena erneut ein Dutzend kräftiger Frauen mit Kampfstäben und Kriegskeulen.

»Deine Klinge war die Erste, die gezogen wurde und Blut vergossen hat, hier auf heiligem Boden und deshalb werde ich jetzt dafür sorgen, dass dies nicht wieder geschieht. Lass dein Schwert fallen, Waranag, wenn dir die Sicherheit deines

Halbbluts etwas bedeutet«, fuhr Marae mit kaum unterdrücktem Hass in der Stimme fort. Verächtlich spuckte die Alte noch einmal vor Garizo aus.

Ein Dutzend Klingen richteten sich auf Dagena.

Da ertönte plötzlich eine dunkle, kraftvolle Stimme über den Platz und die Grube: »Bei der Göttin, Marae! Willst du im Herzen unseres Volkes wahrhaft weiter Blut vergießen? Willst du wirklich den Frieden brechen, den Luana einst mit den Reitern des Schwertträgers geschworen hat? Auch du hast Eide und Schwüre getauscht, Marae, Orana!«

Die Stimme gehörte Bedocha, einer hochgewachsenen Frau, die gelassen am Rande des Kampfkreises stand. Begleitet wurde sie von einem Dutzend alter, narbenübersäter Kriegerinnen, die Harnische aus Leder und Bronze trugen und mit kleinen Parierschilden und kurzen Schwertern bewaffnet waren. Sofort zogen sich auf einen Wink ihrer Hand Marae, Roya und die Orana zurück.

»Du, Garizo, du bleibst! Du bist gut bewandert in der Kunst der Schwertführung. Das habe ich eben erst gesehen und deshalb wirst du noch etwas länger dort in der Sonne ausharren müssen – in deiner Brünne!«

Garizo grunzte nur kurz und hob das Langschwert in einer spöttisch grüßenden Geste an seine Stirn. Es störte ihn nicht, dem Befehl Folge zu leisten, denn dadurch war es ihm möglich weiterhin in der Nähe seines Schützlings zu bleiben. Auch Roya, die rechte Hand Maraes, hatte jetzt das Sneida mit dem Schwert vertauscht und verharrte wachsam in der Nähe des Hünen. Die alte Kriegerin und der Waranag beäugten sich misstrauisch.

»Verschwindet!«

Nur widerwillig verließen Marae, Roya und ihre Orana die Kampfgrube. Dagena entging das hämische Grinsen auf Maraes Gesicht nicht. Doch Garizo neben ihr hatte Marae die ganze Zeit über im Blick gehabt und seinen Augen war keine noch so kleine Geste der alten Kriegerin entgangen. Garizo warf einen kurzen und abfälligen Blick auf Marae und stützte sich auf sein Schwert. Dagena wusste, dass er in dieser Stellung so lange verharren würde, bis ihn Bedocha daraus erlösen würde.

»Bedocha!«, rief Dagena freudig erregt und überwand in einer fließenden Bewegung aus dem Stand die Tiefe der Kampfgrube.

Sie umfasste den Unterarm der alten Schamanin zum Gruß, wie er unter den Kriegern der Pferdegeborenen üblich war. Der Griff wurde kurz und schwach erwidert.

Eine Speerlänge maß die Frau und das in der Mitte gescheitelte Haar fiel in langen weißen Locken auf die schmalen Schultern nieder. Sie trug ein weites Gewand aus Rot und Schwarz, das ihr bis zu den bloßen Füßen reichte. Ein dunkles Band aus Khorleder, mit den alten Zeichen des Konnah verziert, das die Flut des wirren Haupthaares zusammenhielt, sowie ein schmaler Gürtel aus Rosshaar, an dem ein einfaches Sneida in lederner Scheide und eine Sammlung verschiedenartiger Beutel und Säckchen hingen, vervollständigten ihre schlichte Erscheinung. Sie mochte vielleicht an die sechzig Sommer zählen, aber das von tiefen Falten und Runzeln durchzogene Gesicht, das Nase und Stirn scharf hervorspringen ließ und der scharfe Blick aus dunklen, von tiefem Leid und großen menschlichen Empfindungen gezeichneten Augen, ließen die Schamanin noch älter und reifer als ihre Jahre erscheinen. So, als wüsste sie von all den Dingen, die eine Frau in diesem Alter bewegten. Was sie einst ersehnte und begehrte, woran sie scheiterte und versagte … um all das zu belächeln und endlich für gering zu achten im großen Sein des Lebens und der … Macht. Es schien, als sei sie vor der Zeit gereift und als wolle die Kraft, die ihr dies angetan, ohne Unterlass mit ihr ringen. Auch die leichte Bewegung mit der Hand, die Marae und den Kriegerinnen Einhalt geboten hatte, sie zeugte mehr als nur von einer selbstverständlichen Kraft des Willens, sondern vermittelte eine innere Stärke, die über das gewöhnliche Verstehen eines Sterblichen hinausging. Ihre Stimme klang leise, aber bestimmt, als sie zu Dagena sprach: »Ich wanderte umher, viele Monde lang. Ich blickte in die Herzen der Menschen und fand darin nur die Gier nach Gold und Tand und den rastlosen Hunger nach Macht. Die Stämme der Waranag sind zerfallen, wie die Sippen der Greitunger. Wenige sind es nur mehr, die den Traum der alten Schwertträger träumen. Darum bin ich hier, Dagena, Tochter Luanas und Schwester Dayras.«

»Ich heiße dich willkommen, Bedocha«, stieß Dagena heiser hervor. »Du bist Ufarga, Schamanin. Deine Worte waren schon immer dunkel und voller Bedeutung. Wahrlich, ich bin nicht

vom Schwert der Macht erwählt und ich habe keine Bindung an die Waranag und die Sippe des Schwertträgers, außer Garizo hier. Mich bindet allein das Wort, das ich Dayra einst gab, als ich vor vielen Jahren der Stammkönigin der Greitunger den Treueid leistete. Darum frage ich dich, Bedocha, Ufarga, wie schwer mein Wort wiegt …?«

Bedocha hob die Hände und mit dieser Gebärde bezog sie alle in den Kreis ihrer Worte ein.

»Mehr als du denkst, mein Kind. Darum bist du hier in der Stunde, zu der dich Satanaya gerufen hat, auch wenn du noch nicht vom Schwert erwählt wurdest. Denn in dir fließt das alte Blut der Schwertgeborenen. Uldin Skeidh, der Schwertträger dieses Zeitalters, er ist dein Vater und das Lied des weiten Graslandes singt in deinem Herzen. Du allein wirst den Traum der goldhaarigen Reiter unter dem Raben Wirklichkeit werden lassen. Ich habe mich umgesehen. Dich habe ich erwählt, die Stämme der Wagenvölker vom Abgrund zu retten. Des Reiches Fürsten sind zerstritten und die weisen Männer und Frauen der Stämme taumeln wie Lemminge in die Abgründe falscher Versprechen. Reiterschwärme verwüsten die eigenen Gaue und an den Marken des Rabenreiches sammelt sich der Feind. Vorbei ist die Zeit, da sich die Greitunger vor der Welt verstecken können.«

Zwingend ruhte ihr Blick auf Dagena und doch strahlte er eine Ruhe und Gelassenheit aus, dass selbst Garizo, aufatmend und gesammelt, wieder die Hand vom Schwert nahm.

Mochte Bedochas Gestalt noch so kräftig und ungebeugt erscheinen, das dichte, aber schlohweiße Haar und die von zahllosen Altersflecken übersäten Hände, die so knorrig waren wie der Stab, auf den die Frau sich stützte, wiesen auf ein ungewöhnlich hohes Alter hin.

Doch jetzt erblühte ein kaum wahrnehmbares, feinsinniges Lächeln um den strengen, fast verwelkten Mund und die dunklen Augen blitzten und funkelten. Denn nur diese Augen wirkten jung in dem von tiefen Furchen durchzogenen Gesicht, das so viele Sommer und Winter gesehen hatte, wie kein lebendes Wesen in den Hochlanden zuvor. In Wahrheit aber waren diese Augen tot. Trotzdem gelang es Bedocha jedem Gegenüber das Gefühl zu vermitteln, neugierig und voller Wärme für die Welt zu sein.

Langsam verrauchten die Wut und der Zorn, der noch immer in Dagena tobte, unter der Gegenwart der blinden Schamanin. Es schien fast, als würde jede quälende Last von ihr abfallen. In der Nähe Bedochas musste sie keine aufgezwungene Rolle spielen. Egal, ob es die verachtete Kriegerin war oder die ungeliebte Schwester der Königin im Schatten der Macht. Hier gelang es ihr ganz sie selbst zu sein. Umsichtig setzte sich Bedocha auf einen der Findlinge, die in engen Abständen die Kampfgrube umgaben. Sie klopfte auf den rauen Stein neben sich.

»Du bist in Schwierigkeiten, Dagena!« Die toten Augen der Frau suchten den Blick der jungen Kriegerin. »Es kann nicht mehr lange gut gehen. Marae wollte dich eben töten. Nur mein Eingreifen verhinderte, dass dein Geistwesen übernommen wurde. Was soll noch geschehen? Du solltest mit Dayra Frieden schließen. Es nützt weder ihr noch dir, wenn der Hass in euch durch den Stahl Geringerer ausgetragen wird. Das Blut deiner Mutter – es soll nicht umsonst das weite Grasland getränkt haben.«

Dagena rang um eine Antwort, aber die Demütigung, die sie durch die Übernahme ihres *Aka*, ihres Geistwesens, erlitten hatte, war noch zu stark. Seit der Weihe zur Frau und Aufnahme in den Kreis der Kriegerinnen rang sie mit dem Wissen um die Gefahren, die mit dieser Gabe verbunden waren. Nicht in allen Orana erwachte das Geistwesen. Die Schamaninnen des Stammes banden damit die Kriegerinnen, die für das Überleben der Greitunger von großer Bedeutung waren, an die Göttin, und Satanaya schenkte ihnen Stärke und Wissen durch das Aka. Auch bei den Nachkommen der Ah'tain, der königlichen Sippe der Waranag, ist das Aka mehr oder weniger stark ausgeprägt. Gewöhnlich gelingt es Trägern des Aka in Tiergestalt auf die Reise zu gehen oder in die Gedanken gewöhnlicher Menschen einzudringen. Das Geistwesen kann sich auch Zugang zu anderen Trägern verschaffen und sofort den Urgorgeborenen, den Nichtmenschen, in seiner wahren Gestalt enträtseln. Der Kampf zwischen Geistwesenträgern auf der Ebene des Aka endet aber auch oft in geistiger Zerrüttung, bis hin zur völligen Vernichtung des Geisteszustandes. Träger mächtiger Geistwesen können in die Traumzeit gehen und für kurze Zeit mit Runin, dem Jäger, verschmelzen. Viele Ufargu und Schicksals-

träger aber erlitten, trotz ihrer großen Fähigkeiten, dabei den Tod.

Die von der Gicht verkrümmten, knotigen Hände der alten Ufarga berührten kurz das Gesicht Dagenas. Ein flüchtiger Schauer des Erkennens durchzuckte das Geistwesen der jungen Orana.

Bei Satanaya! Ich bin froh und dankbar, dass ich wieder bei denen sein darf, denen meine Liebe gehört. Aber du …? Ich ahne die Tränen in deinen Augen, meine Tochter, denn das bist du für mich. Das Kind, das mir verwehrt wurde durch die Hingabe an den Stamm. Über zwanzig Sommer lang habe ich deine Wege abgeschritten. Doch sie führten nirgendwo hin … bis jetzt.

»Bei der Göttin und mir«, knurrte Dagena. »Ich werde die Jahre meiner Kindheit, die ich in deiner Obhut verbringen durfte, nicht vergessen. Aber ich habe zu viele Sommer unter Dayra in Doros gelitten. Die Wege, die mir offenstanden, ich habe sie verworfen und verstreut und gewartet. Gewartet auf das erlösende Wort einer Königin, der ich die Treue geschworen habe, auch wenn es die Schwester in ihr nicht vermochte, es zu erkennen.«

»Ich weiß«, antwortete Bedocha bedächtig. »Aber du weißt so gut wie ich, dass ihr nach Luanas Tod die Stammköniginnenwürde zustand. Eure Sippe wurde in der Ebene von Hreidgardh fast gänzlich ausgelöscht. Nur du und Dayra habt überlebt. Du warst damals nur ein lallender Säugling und in den Zeiten der Not verlangt der Stamm nach starker Führung. Die überlebenden Reiks haben richtig entschieden, als sie Dayra, die älteste Tochter Luanas, zur Stammkönigin wählten.«

Dagena nickte grimmig. Es gelang ihr nur mühsam den aufgestauten Zorn zu zügeln. »Ich werde sie fordern. In zwei Monden wird das Silber der Göttin das Auge Marywnas auslöschen und der Tanz der Speere beginnt. Die Zeit ist gekommen, um das Erbe meiner Mutter einzufordern.«

Bedocha runzelte die Stirn und sagte vorwurfsvoll: »Willst du wirklich eine Frau, die fünfzehn Jahre älter ist als du, in der Grube herausfordern? Wie viel Ehre brächte es dir?«

»In dieser Frau steckt so viel Hass wie Güte in dir, Bedocha! Ich bin sicher, sie wird wieder einen Weg finden, wie sie mich demütigen kann.«

Bedocha nickte. »Natürlich. Sie könnte auch ihren Schwertträger gegen dich antreten lassen.«

»Den Ishiti?«

»Warum nicht?«, warf Bedocha schnell ein. »Er ist ihr verschworen und gilt damit als Greitunger. So wie Garizo zu deiner Uriadh, zu deinem Gefolge, gehört.«

»Du weißt, wie Dayra und ihre Frauen Garizo verachten«, warf Dagena missmutig ein und fuhr sich über die schweißnasse Stirn.

Bedocha seufzte auf.

»Ich weiß. Die meisten unserer Krieger sind damals gegen die Gutani gefallen. Seitdem vermischen wir uns seit einem Vierteljahrhundert mit fremden Männern. Wir haben wieder an Zahl zugenommen, Dagena, aber wir werden bald ein anderes Volk sein. Glaubst du wirklich, dass es Dayra genügt, hier in Doros weiterhin ihr Leben zu fristen? Ich fürchte, sie ist gerade dabei, einen großen Fehler zu begehen. Sie hat höhere Ziele – und die Zeichen mehren sich, dass ein gewaltiger Umbruch bevorsteht. Im Nor ist ein Licht am Firmament erschienen, ein blaues Leuchten, das keiner der Ufargu zu deuten weiß. Kinder werden tot geboren und die Erde beginnt in vielen Teilen der Alten Welt zu beben. Die Berge Brutheims sind von schwarzen Wolken verhüllt und in den Nächten vergießen sterbende Sterne blutige Tränen. Die Mächte von Licht und Finsternis treten aus dem Äther der Zeit in das Bewusstsein der Menschen und ringen um ihre Gunst. Wir alle müssen uns entscheiden, welchen Weg wir in Zukunft einschlagen. Achat Nhon regt sich wieder und die Kuraid in ihren Festungen aus Stein werden bald auf den Gipfeln ihrer Berge die Leuchtfeuer der Not entzünden.«

Bedocha richtete die erloschenen Augen auf Dagena.

»Ich habe die ausgetretenen Pfade der Vergangenheit und die unberührten Pfade der Zukunft erschaut und ich habe in die Herzen der Menschen geblickt. Sie alle, ob Händler oder Bauer, ob Sklave oder Krieger, ob Herrscher oder Priester – sie werden sich entscheiden müssen, auf welcher Seite sie kämpfen wollen. Denn tief verborgen in den weiten Eiswüsten des Pols erhebt sich eine gewaltige Festung und in ihren schwarzen, kalten Mauern pocht das Herz des Winters und es ruft die Völker zur

Schlacht. Wer es erobert, den wollen die Götter zu Herren der Welt machen.«

Dagena nickte zustimmend. »Ich fürchte, Dayra hat sich schon für eine Seite entschieden. Ich hörte von ihren Frauen, dass sie an der Seite Achat Nhons kämpfen will, um die Kuraid auszulöschen. Deshalb wurden die Kriegerinnen, die mir ergeben sind, nach Nor geschickt, um in den Scharmützeln mit den Bergstämmen der Ishiti den Tod zu finden.«

Dagena kannte die Geschichten um Achat Nhon. Die Bedrohung durch jene dunkle Festung im norlichen Brutheimgebirge war allgegenwärtig. In den Tagen der Finsternis, heißt es in den alten Schriften, kamen drei Urgorgeborene aus Righwyna in die Alte Welt. Sie übernahmen die leerstehende Festung und bevölkerten sie mit Labghinn- und Braghainhorden. Bairada der Goldene, Ruthven der Rote und Sarkasch der Schwarze, das waren die Namen der Drei und seit ihrer Ankunft schwärte die Finsternis in den Bergen Brutheims wie eine faulige Wunde im Fleisch der Völker. War jetzt die Zeit für Achat Nhon gekommen? Die degenerierten Ishitistämme in Brutheim hörten nur zu gern auf die Einflüsterungen des Goldenen und überzogen seit vielen Monden schon die Grenzscheiden der Greitunger von Doros im Nor mit Feuer und Blut.

»Und deine Träume, Dagena, sind sie stärker geworden?«

»Sie wiederholen sich, Ufarga«, antworte Dagena. »Es ist immer wieder derselbe Traum und er kommt nicht mehr nur nachts zu mir. Auch tagsüber sehe ich immer wieder diesen zerstörten Tempel, der versteckt inmitten des Dschungels liegt. Wieder und wieder steige ich über die Leiche meines treuen Garizo … und dann sehe ich ein Licht tief im Innern des Tempels leuchten. Ein Licht, das in einer uralten Speerklinge pulsiert …«

»Du hast die *Gaida* gesehen?« Bedocha wandte ruckartig ihr Gesicht ab. Es schien, als würden über die bleiche Stirn der alten Frau dunkle Gewitterwolken ziehen. »Sorge dich nicht, Dagena. Jene Klinge …« Bedocha zögerte bei ihren nächsten Worten. Mehr zu sich selbst murmelte sie: »Niemand hat sie seit der Schlacht von Hreidgardh mehr erblickt. Doch warum nicht jetzt?«

Dagena seufzte tief auf und ihre harten, wie gemeißelt wirkenden Gesichtszüge verloren etwas an Schärfe. Ernst blickte sie in das verwitterte Gesicht der Ufarga.

»Du kennst die Geschichte der Klinge, Bedocha. Sollte es wirklich die Gaida sein, die ich in meinen Träumen sehe …?«

Bedocha schwieg lange, bevor sie die Stimme erhob: »Es waren die Greitunger, die die Gaida seit vielen Generationen hüteten. Luana war die letzte ihrer Linie, die in den weiten Ebenen von Hreidland den heiligen Speer in die Schlacht führte – als Zeichen der Herrschaft über die letzten Sippen der Greitunger. Das Land und die Klinge bedingen einander und eines kann ohne das andere nicht sein. Seit die Gaida in der Schlacht gegen die Gutani verschwunden ist, seitdem fürchten sich die Alten davor, dass ein Halbblut, so wie du, dem Fluch unseres Stammes näher sein könnte, als sie selbst. Darum schweigen sie, obwohl die Klinge schon lange nicht mehr gesehen worden ist. In dir, Dagena, schlummert nicht nur das Erbe deiner Mutter. Einst lag Luana bei einem der Schwertherren der Waranag und deshalb wirst du nur das sein, was die Menschen in dir sehen wollen. Auch wenn du nicht alles verstehen kannst, so musst du dich annehmen, so wie du bist; sonst wirst du nie Ruhe und Frieden finden. Wer weiß, vielleicht wird es deine Aufgabe sein, aufs Neue den Frieden für die zu erringen, die du liebst und die dich lieben werden. Vielleicht ist jetzt endlich die Zeit gekommen, da die Schwertherren des Hochlandes und die Greitunger das letzte, das wahre Bündnis eingehen. Dann wird auch der Speer des Schicksals wieder zu uns zurückkommen.«

»Erzähle mir mehr von der Gaida, Bedocha! Zu oft hörte ich nur dunkles Raunen und rätselhaftes Schweigen, wenn ich die Alten über die alten Zeiten befragte. Du hast recht. Ich glaube wirklich, dass sie froh sind, wenn die Klinge im Verborgenen ruht.«

»Höre, Dagena!« Bedochas Stimme erstarb zu einem Flüstern. »Ich weiß, du wirst stark sein und du bist dabei, wie so viele der vom Schwert Erwählten, dein Geistwesen zu erforschen. Nein! Leugne es nicht! Ich sehe, dass du die Wahrheit in dir trägst, Tochter. Doch bis zur vollständigen Beherrschung ist es noch ein weiter Weg. Du weißt bereits, was es bedeutet, im Schatten des Raben zu wandeln. Das Blut deines Vaters schreit in dir. Nimm es an. Öffne dich mir – und ich werde dich führen.«

Grenzenloses Vertrauen, vermischt mit ein wenig Sorge, blitzte in den graublauen Augen Dagenas auf. Doch dann ergriff sie die harten Hände Bedochas und sprach bestimmt: »Ich bin bereit. Beginne!«

Behutsam öffnete Bedocha ihr Geistwesen und berührte erst leicht, wie der kaum spürbare Flaum an der Feder eines Vogels, dann immer stärker und drängender, Dagenas Aka.

Sie zuckte zusammen. Was mochte Bedocha in ihr finden? War sie wirklich bereit sich preiszugeben oder würde Bedochas Geistwesen vor dem undurchdringlichen Bollwerk ihres Aka scheitern? Und wenn, was genau gab es dort für sie zu entdecken? Eine Frau, die noch bei keinem Mann lag, der aber doch die Liebe und die Enttäuschung nicht fremd waren. Eine leidenschaftliche und wache Kriegerin, die das Leben im Schatten einer Königin und Schwester, die sie bis aufs Blut hasste, nur mit größtem Widerwillen ertrug? Eine Orana, die schon viele raue Wege gegangen und davon hart und unnachgiebig geworden war? Sie stand kurz davor aufzugeben. Wo fand sie die ruhige Sicherheit, mit der sie der Macht eines Geistwesens begegnen konnte? Doch ihre Befürchtungen verwehten wie Rauch im Wind. Das Aka der Ufarga forderte nicht. Die dunklen Gänge und Fluchten ihres Geistes füllten sich alsbald mit dem sanften, aber immer stärker strahlenden Licht der Göttin und es schien, als würde eine stetig wandernde Fackel weitere neue Lichtquellen in Dagena entzünden, um die Hallen und Gemächer ihres Geistwesen für Bedochas Gedanken zu öffnen.

Die alte Ufarga hielt Dagenas Aka fest und wortlos strömte das Wissen Bedochas in sie hinein und sie sah das Land unter sich wie einen gewaltigen Teppich ausgebreitet liegen. *Das Land und die Gaida bedingen einander und eines kann ohne das andere nicht sein.* So sprach Bedocha. Und sie erzählte Dagena von den weiten Ebenen im Sud, die sich von den heißen Wüsteneien Testars bis hin zu den Grünbergen Timelorns erstreckten. Von den Wäldern Tanilorns, in denen die missgestalteten und bleichhäutigen Ligurer ihre dunklen Riten feierten. Von den Bergen, die wie eine Mauer des Schweigens das uralte Phelorn umgaben. Von den reichen Burgen und Städten an der sudlichen See, die wie schimmernde Juwelen die Küsten bedeckten.

Uralt war das Land und die Frauen des Speervolks waren erwählt von der Göttin. Sie wandelten unter dem Antlitz der Gottheit und aus dem silbernen Licht des Mondes und den strahlenden Tränen der Frauen wurde die Gaida geboren, das leuchtende Symbol des Landes, das seit der Frühe der Welt, seit dem Beginn des Morgens der Zeit, für das auserwählte Volk der Mutter leuchtete. Nur wenige wussten in all diesen Zeitaltern um den uralten Stahl und noch weniger hüteten ihn. In jedem Zeitalter war nur eine Auserwählte erkoren, die Last dieser Klinge auf sich zu nehmen, denn die Bürde der Gaida ist der Bürde des Landes gleich und nur die Stärksten unter den Frauen des Speervolks konnten ein Leben im Schatten des Wahnsinns meistern. Doch dann kam die Zeit, da die Macht des Speers wieder zu schwinden begann in den Herzen der Menschen, und die Legionen der wolsischen Eroberer überschritten die Grenzen des Graslandes und unterwarfen die Stämme. Sie töteten die Männer, nahmen die Frauen und das Land schrie auf unter der Schändung. Neue Stämme kamen und verbündeten sich mit den Frauen des Speervolkes und sie brachten den Glauben an neue Götter. Marywna, die Göttin des Blutmondes wurde eins mit Ora, der Herrin des silbernen Mondes, und beide verschmolzen mit der Großen Mutter des Landes. Die Gebete der Mädchen und Frauen stiegen empor zu der Gottheit und die Rufe nach Rache und Vergeltung wurden erhört. Die Krieger des wolsischen Imperiums fielen unter den Klingen der grauäugigen Schwertherren unter dem Zeichen des Raben und niemals wieder sollten Männer und Könige über die Kinder der Gaida herrschen. Wieder kamen neue Scharen über das Meer der Träume, streitbare Kriegerinnen unter dem Zeichen der Sonne. Sie vermischten sich mit den Amazonen des Hochlandes und herrschten so über das Land, viele Jahrhunderte lang. Dann aber kam der Tag, da durch das Dunkel, das aus Achat Nhon kam, die Dunklen Bünde erstarkten und das Reich der Sonne durch Verrat in Strömen von Blut unterging.

Höre! Einst, in den Tagen des Ungeheuerkrieges, erstreckten sich jenseits der Grünberge bis hin zu den Savannen Wesagrans die Weidegebiete eines einst mächtigen Wagenvolkes, das sich selbst Gaida nannte. Als Al Marun im Krieg mit Wolsan zu unterliegen drohte, ritten die Waranag unter Jengiz und Ska-Utlelt nach Sud, um dieses mächtige Wagenvolk für den Kampf gegen Wolsan zu gewinnen. Verstärkt durch die Reste von Merunenstreitkräften, führten die Waranag fast vierzig Tausendschaften gegen die Ritter von Tanilorn. In der

Schlacht von Tanibar trafen die Heere aufeinander und die Waranag, Merunen und Gaida errangen einen vollständigen Sieg. Die Aufgebote der Ritter und Fürsten Tanilorns wurden vernichtet oder zerstreut. Tausende von Gefallenen bedeckten das Schlachtfeld und die Beute war schier unermesslich.

Das erkannten auch die Krieger der Gaida, die unter den umliegenden Reichen und Stämmen auch als Kinder des Speers bekannt waren. Der Krieg in den Küstenstaaten stand auf Messers Schneide und hätte von den zahlreichen Tausendschaften des Speervolkes leicht zugunsten der Wagenvölker entschieden werden können. Doch die Habgier des Speervolks war größer als ihr Verständnis von Ehre und Treue. Vor einer der kriegsentscheidenden Schlachten gegen die eisernen Legionen Wolsans verließen sie die Schlachtordnung der Verbündeten und verschwanden mit der gesamten Kriegsbeute in die endlose Weite des Graslandes, während die Waranag Seite an Seite mit den Merunen kämpften und starben. Al Marun wurde vernichtet, das Reich der Sonne in Taphan in einen schändlichen Frieden gezwungen. Die Waranag und die mit ihnen verbündeten Stämme verloren in den folgenden Kämpfen gegen die wolsischen Legionen noch viele ihrer Krieger durch den Verrat der Gaida. Aber die Krieger der Stämme, besonders jene, die sich in den Jahren der Finsternis von den Gaida trennten, nahmen furchtbare Rache. Am Ende des Ungeheuerkrieges riefen die Stämme des Graslandes die Thar, die Blutrache, aus. Das halbe Volk der Gaida, vom greinenden Säugling bis hin zum lallenden Greis, wurde ausgemordet. Auch das Vieh, zahllose Herden von Khor, Pferden und Kleinvieh, fielen unter das Schwert. Nach diesem furchtbaren Gemetzel löste sich der Stammesverband der Gaida auf. Die kläglichen Reste gaben sich einen neuen Namen und wurden als Greitunger bis in unsere Zeit zum Freiwild der Stämme des Graslandes. Was von ihnen blieb, war letztendlich nur noch der Name und die von der alten Gottheit geheiligte Speerspitze, deren Hüter die Stammköniginnen der Greitunger wurden. Die Gaida, der letzte Traum der verlorenen Kinder des Speers; der letzte heilige Gegenstand, der dem Kriegsbanner des Reiches der Waranag seit fünfundzwanzig Sommern fehlt. Sollte sich das Banner mit der Gaida an der Spitze in neuem Glanz erheben, würden vielleicht auch die Stämme des Graslandes wieder zusammenfinden, um Seite an Seite mit den Schwertherren des Raben gegen den Feind zu reiten.

Für die Stämme des Graslandes aber ist sie verloren und für die Greitunger wurde sie zum Fluch, zur Erinnerung an die immerwährende Schande des Verrats. Ein Fluch, der wie die Göttin in jeder unserer Königinnen wiedergeboren wird.

Für kurze Zeit fühlte Dagena eine grenzenlose Leere in sich, dann fand sie wieder in die Wirklichkeit zurück. Das Geistwesen Bedochas hatte sich vollständig aus ihr zurückgezogen.

Bedocha zögerte bei den nächsten Worten und mehr zu sich selbst murmelte sie: »Deine Mutter, sie war zu schwach … der Versuchung der Macht und dem Fluch zu widerstehen.«

Dagena nickte verstehend und drückte die runzligen Hände der alten Ufarga.

»Luana …«, fuhr Bedocha zögerlich fort, »… sie lag auch bei einem Urgorfürsten. Vor über zwanzig Sommern fiel sie in das Licht seiner funkelnden Augen und schloss ein Bündnis mit den Nichtmenschen, während die Stämme des Graslandes gegen Wolsan kämpften oder vernichtet wurden. Es kam über uns wie ein Fluch. Und die Gaida? Sie ging verloren in den Wirren der Kämpfe, die dem Untergang folgten …«

Vorsichtig unterbrach Dagena die letzte Verbindung zu der Ufarga und runzelte die Stirn. »Diese … Klinge … Wenn sie zu Dayra fände …? Würde die Gaida sie erwählen, als Luanas Erstgeborene und reinblütige Greitungerkönigin?«

Die alte Schamanin schüttelte ihr Haupt. »Das weiß nur die Göttin allein. Eines aber weiß ich – das Land und die Gaida, sollte sie jemals wiedergefunden werden, müssen eins sein und dies kann nur geschehen, wenn die Klinge sich wieder eine Frau aus dem alten Blut des Landes erwählt. Diese muss rein sein in der Hingabe an die Gottheit und kein Mann darf sie erkannt haben. Doch ich habe die Hoffnung aufgegeben, dass dies noch in meinen Tagen geschehen wird, denn eine meines Blutes war die letzte Trägerin … aber sie verlor sich an die Finsternis … und die andere ist weit …«

Dagena wollte sich schon erheben, als Bedocha sie zurückhielt.

»Schließe Frieden mit Dayra, mein Kind. Solange sie dich noch duldet. Du bist seit drei Tagen in Doros und noch immer hat sie dich nicht in ihrer Halle willkommen geheißen. Sei auf

der Hut! Ich weiß nur, dass ein alternder Waranagschwertherr und eine noch nicht ausgebildete Kriegerin mit einer zerstörten Hand mit dir gekommen sind. Glaubst du, damit kannst du deine Schwester beeindrucken? Du bist hier allein und deine eidverschworenen Kriegerinnen können dir nicht beistehen. Sie hüten die Festungen im Nor. Aber es heißt, in der grünen Hölle von Kytaia im Sud gehe ein finsteres Grauen um und hätte schon vielen Orana und Ishiti das Leben gekostet. Die Gaida ist verschwunden, aber ich weiß, dass sie irgendwo auf dich wartet. Dayra fürchtet, dass der Speer des Schicksals zu dir kommt und du sie vom Thron stößt. Vielleicht ist das Dunkle, das ich im Sud erspürt habe, ein Hinweis. Verschwinde für eine gewisse Zeit aus den Augen Dayras.«

»Ich werde deine Worte bedenken, Bedocha! Vielleicht sollte ich Doros wirklich verlassen. Aber ich werde wiederkommen – zum Tanz der Speere.«

Sie wandte sich von Bedocha ab und machte sich eilends auf zu den Häusern der Heilung. *Bei Satanaya!* Sie musste dafür sorgen, dass alles Nötige für die Genesung Madrayas in die Wege geleitet wurde.

2.

Der Schatten eines Würgers glitt über das trockene Gras der Savanne. Unter dem wolkenlosen Himmel, der im Wes in einer jähen Röte aufflammte, folgte ihm ein einsamer Reiter. Gemächlich trabte der Wahendawallach dahin. Nach einem langen Blick zurück über die eintönige Ebene, die ihn mehrere Tagesritte gekostet hatte, trieb der Mann sein Pferd mit einem aufmunternden Schnalzen einen sanft ansteigenden Hang hoch.

Als er sich auf dem höchsten Punkt der fast kahlen Anhöhe befand, die das weite Meer des Graslandes um ein Weniges überragte, zügelte er sein erschöpftes Tier und musterte sorgsam die Umgebung.

Die rot umränderten Augen des Mannes, die in einem vom Staub langer Tagesritte und durchwachter Nächte gezeichneten Antlitz tief verborgen lagen, suchten aufmerksam die Umgebung ab. Obwohl es auf den Abend zuging, war es noch nicht

merklich kühler geworden und Mann und Tier konnte man die Strapazen des langen und staubigen Rittes unter der glühend heißen Sonne des sudlichen Savannenlandes ansehen. Der Gutanikrieger, der etwas über zwanzig Sommer zählen mochte, schien mit seinem mächtigen Reittier wie verwachsen. Beide zusammen ergaben auf der Erhebung für einen kurzen Augenblick ein eindrucksvolles Standbild kriegerischen Stolzes und unbeugsamen Willens ab.

Kurz kniff er die Augen zusammen, als er im Licht der Abendsonne die weißen Mauern und Türme von Vanada, der uralten Handelsstadt am Rhiamursee erkannte. Die Straßen, Gassen und Wege zwischen den zahlreichen Häusern, Tempeln und Karawansereien bildeten innerhalb der Stadtmauern ein unentwirrbares Labyrinth.

Er tätschelte dem Braunen mit einem gutmütigen Brummen den schweißnassen Hals. Weißer Schaum flockte um das Maul des Tieres und es rollte wild mit den Augen.

»Ruhig, Alter!« Der weiche Tonfall in der Stimme des Mannes stand ganz im Gegensatz zu dem grimmigen Nicken, das seine Worte begleitete. »Dort liegt Vanada, breit und einladend wie der Hintern einer drallen Schankmaid. Und wahrscheinlich genauso voller Geschwüre und Läuse. Doch heute will ich endlich wieder in einem Bett schlafen und von dem roten Masuvier im *Goldenen Greifen* kosten. Und du, mein Freund, du wirst feinen Hafer bekommen!«

Als er auf die Stadt zuritt, verloren sich seine Gedanken an vor Fett triefende Hammelkeulen, warmes Brot und riesige Krüge voll des herben Roten, für den die Bauern des Hinterlandes der Stadt berühmt waren.

Viele Tagesritte trennten den einsamen Reiter von den Küsten des norlichen Ish. Von den blutigen Stränden, wo er zusammen mit seinen Schwertbrüdern Schulter an Schulter in der Brandung der Drachenklippen gestanden und das Weiße in den Augen der anstürmenden Estländer gesehen hatte. Die rollenden Wellen des endlosen Ozeans, die sich an den Stränden brachen, färbten sich in jenen Tagen nicht nur vom karmesinroten Schein der untergehenden Sonne. Hier, wie an allen Küsten von Ish bis hinunter zu den Häfen von Rilo, waren die unzählbaren Horden der Estländer aus ihren Schiffen gequollen,

um die Reihen der hondananischen Verteidiger zu durchbrechen. Er war einer von ihnen gewesen, Hengis, der letzte Sohn Wigmars, des Stammkönigs der Gutani. Er hatte in der rot schäumenden Gischt gestanden und seine Axt kreisen lassen. Die Schädel der Feinde barsten unter seinen Schlägen, Stunde um Stunde, bis seine Arme schwer wie Blei herabgehangen und selbst den zersplitterten Schaft nicht mehr halten konnten. Am Ende blieben nur noch dumpfe Hoffnungslosigkeit und Enttäuschung zurück und seine Augen stierten leeren Blickes auf die zerschlagene Flotte der Estländer, welche Schiff für Schiff an den erbarmungslosen Klippen zerschellte.

Hager und zäh vom ständigen Reiten, schmal in den Hüften und doch breit in den Schultern, ein Riese, selbst unter den hochgewachsenen blonden Stämmen des Graslandes, war er doch kein reinrassiger Nachkomme der Pferdegeborenen. Sein von zahllosen Kämpfen und Entbehrungen gestählter Körper entsprach zwar ganz dem Aussehen seines Volkes, den Gutani. Doch das schwarze Haar, das ihm jetzt lang und ungebändigt um die breiten Schultern fiel, ließen das fremde Blut in ihm erahnen. Ebenso die bleichen Gesichtszüge, in denen die pechschwarzen Augen, hart und kalt wie die dunklen Höhlen in den Bergen von Brutheim, mit einer wachen Intelligenz hervorblitzten. Der schmallippige Mund und das kantige Kinn vermittelten ruhige Entschlossenheit und Härte. Die hohe Stirn und die hervortretenden Wangenknochen hätten diesem Gesicht eine gewisse Verletzlichkeit und herbe Schönheit gewährt, wenn nicht die fingerbreite, blutrote Narbe gewesen wäre, die vom Haaransatz über das rechte Auge bis zum Kinn reichte.

Seit vielen Tagen ritt er nun über die sonnenverbrannte Savanne Turrilands und noch immer suchte er den Tod. Unzählbar schienen ihm die Sommer, die seinen Geist verfinsterten. Unzählbar die Winter, die keine Zukunft bereithielten. Weder Krankheit noch Wunden konnten ihn auf das Siechenlager werfen und ungebrochen war noch immer die Kraft seiner Arme. Selbst nach einem tagelangen Ritt verspürte er nur eine leichte Müdigkeit und die eisenharten Muskeln zeichneten sich wie dicke Taurollen an seinem bronzefarbenen Körper ab. Er war ein Schwertherr unter dem Zeichen des Raben. Nur deshalb hatte

er dem Tod so lange in die Augen gesehen – und er war darüber müde geworden.

Wie so viele Schwertherren der Waranag vor und nach ihm, wandelte er im Schatten Eoines, des doppelköpfigen Raben; eines unbarmherzigen und fordernden Gottes, den die Ah'tain, die königliche Sippe der Waranag, einst aus ihrer alten Heimat Righwyna über das Meer in die Alte Welt gebracht hatten. Fast alterslos waren die Erwählten des Schwertes. Wohl konnten sie durch Krankheit und durch Gewalt ein Ende finden, wie jeder andere Sterbliche auch, aber die Lebensspanne eines Schwertherrn dauerte länger an als die eines gewöhnlichen Menschen. Nicht selten erreichten die Krieger, die unter dem Fluch des Schwertes ritten, mehr als hundert Sommer. Nur wenige Tausendschaften zählten die Waranag, aber ihre streitbaren Männer, jene, die die harte Auslese in den Sommern der Jugend überlebten, die heranreiften in den Stürmen der Schlachten – sie wurden zum Kern des Stammes, zum wahren Adel der Steppe. Sie kämpften wie die reißenden Wölfe des Graslandes, den Tod verachtend, mit Sehnen aus Stahl und Muskeln aus Eisen. Nur diese erfahrenen Krieger waren der Grund, warum es den Waranag gelang, in den von Krieg und Gemetzel erfüllten Jahrhunderten auf Hondanan zu überleben und – mit dem Schwertträger an der Spitze – das mächtigste Reich der Alten Welt zu errichten. Die Schwertherren waren der kämpfende Stamm der Waranag, der Kern des Volkes unter dem Zeichen des Raben. Wo immer ihre gepanzerten Scharen zuschlugen, floss das Blut in Strömen und Männer starben. *Bei Eoine!* Es war viel Wasser den Dannoch hinuntergeflossen, seit den Tagen, da er zum ersten Mal, Seite an Seite mit den Waranag, den Wolsantötern, das Eisen rötete.

Einige wenige dieser Krieger weilten noch immer unter den Lebenden. Er kannte jeden Einzelnen von ihnen. Jene weizenblonden Helden, die mit Ska-Utlelt vor Torndad gegen die dunklen Speerträger Arknesses in den schwarzen Lavafelsen von Tonga siegten. Jene, die einst Seite an Seite mit Wulfhere in den Kriegen Setanis, der letzten Königin des Sonnenreiches, den Kriegshammer geschwungen und mit den Tausendschaften Chelchals die Mauern von Helmond erstürmten. Sie waren mit den grauen Kriegern Arraks des Alten, Wulfheres Sohn, gen Esran geritten

und unter ihren Klingen fielen die Kataphrakten von Bagd wie Grashalme unter der Sense des Schnitters. Andere führten den sterbenden Körper Ska-Utlelts, des Vaters von Uldin Skeidh, heim in die Arme Shanas, der hochmütigen Herrin des Hochlandes.

Bei Durga! Auch er hatte des Lebens Bitterkeit und Süße bis zur Neige genossen. Wein und willige Weiber gab es genug und die Ringe roten Goldes waren wie Wasser unter seinen schwieligen, zernarbten Händen zerronnen. In unzähligen Kämpfen hatte er seine Axt geschwungen, in unzähligen Schlachten sein Blut vergossen, aber nirgendwo Ruhe gefunden. Voller Unrast und nie gestillter Gier war er über die Schlachtfelder Hondanans und Urassus gezogen; ein grimmiger, einsamer Wolf, der das Leben nicht achtete und auch nicht den Tod. Mehr als zehn Sommer ritt er schon unter dem Banner des Raben, mehr als zehn Winter, in denen er die Einsamkeit seiner Tage verdammte und Eoine, den verfluchten Rabengott, vergeblich um ein ruhmreiches Ende bat. Er forderte den Tod in Ish heraus, im Kampf gegen die Schwerter Estlands. Er suchte ihn in dem wilden Ritt der Stammkönige gegen den Greifen und in den Lagern der Großen Uriadh, die unter dem schwarzen Banner der Finsternis ritten. Und er suchte ihn nun im Wes in den Kriegen der Waranag gegen die Reiche Huanacas. Erainn und Kreos waren wieder erstarkt und erhoben ihre Schwerter gegen Wulfhere in Nga. Und der alte Waffenmeister von Uldin Skeidh scharte wieder starkhändige Männer und kühne Krieger um sich, den Ränken der Schlangenkrieger mit ehrlichem Stahl zu begegnen.

Seit Hengis das Auge Marywnas, den Blutmond der Waranag, erblickt und das Blaue Leuchten im Nor von einer neuen Zeit kündete, seit dieser Stunde fühlte er, wie nahe er dem Tod sein konnte. So folgte er dem Ruf, der ihm sein Schicksal weisen würde. Mit einem leisen Schnalzen setzte er den Braunen wieder in Bewegung, hinab in die uralten Mauern der Stadt am Rhiamursee.

Der Lärm und der Gestank Vanadas trafen Hengis wie einen Hammerschlag, als er mit dem nicht enden wollenden Strom der Händler und Bauern, der Söldner und umwohnenden Stammesleute und dem Gesindel, das solch eine Stadt immer anzu-

ziehen schien, durch das weit offene Tor ritt. Aber es waren nicht nur diese Gerüche und Geräusche, die er, wie andere Menschen auch, mit seinen Sinnen erkannte. Einst musste er wie alle Schwertgeborenen unter dem Zeichen des Blutmonds den Atem des Raben trinken und so konnte sein Geistwesen, sein Aka, die bedrohliche Ausdünstung schwarzer Zauberei und verbotener Blutmagie wahrnehmen, die sich wie eine erstickende Dunstglocke über der Stadt ausbreitete.

Vanada am Rhiamursee war schon immer der Schmelztiegel der innerhondananischen Steppen und Savannen gewesen. Eine uralte Stadt, erbaut noch in den Tagen, da die ersten Segel der wolsischen Raubschiffe am Horizont erschienen und die bleichen Herrscher von E'lil noch unangefochten über die Dschungel von Ish herrschten. Als die roten Speerträger der Ticas in den Wüsten Esrans noch über den Spiegel Gottes geboten und die geheimnisvollen Ruinen von Veelgad, in der Nähe von Vanada, die Magier und Schamanen aus allen Teilen der bekannten Welt anlockten wie der Honig die Fliegen.

Hengis trieb seinen Braunen durch die engen Gassen der Altstadt, vorbei an wimmelnden Marktständen und lärmenden Tavernen, an Horden von schreienden Bettlern und schmutzigen Kindern. Der Geruch von altem Bratenfett, verfaulten Lebensmitteln, scharfen Gewürzen und schweren exotischen Düften, vermischte sich zu einem Brodem, den die empfindliche Nase des Gutani, an die reine Luft des weiten Graslandes gewohnt, nur mit Mühe ertrug. Die Ausscheidungen von Mensch und Tier und der Schweiß, den die Menge überall verströmte, hüllten ihn wie in eine Wolke ein. Angewidert verzog er sein Gesicht und spuckte aus. Angehörige der reichen wolsischen Oberschicht, Kaufleute, Handelsherren und Gutsbesitzer, schoben sich, begleitet von Leibwachen und angeheuerten Söldnern, an Sänften vorbei, die von schwarzen Turrisklaven getragen wurden und in denen glutäugige, verschleierte Schönheiten durch seidene Tücher neugierig hervorblickten. Auch die hochgewachsenen Angehörigen der räuberischen T'Aqubarstämme gingen in ihren weiten, blau gefärbten Mänteln, die Häupter vollständig verschleiert und die Hand am Krummdolch, mit stoischer Ruhe durch den Lärm der Gassen. Hin und wieder warfen die T'Aqubar feindselige Blicke auf die in braunes Leder

und Wolle gekleideten Krieger der Wagenvölker, die mit Khorfleisch und kunstvoll punzierten Lederarbeiten handelten. Doch auch die stolzen T'Aqubar mussten hier den Frieden wahren und sich den Gesetzen der neuen Herren Vanadas beugen.

In kurzen Abständen ritt Hengis an den stummen Wachen der Choson vorbei, die fast bewegungslos in der Hitze des Mittags in ihren lackierten Rüstungen verharrten, die leicht gekrümmten Schwerter am Rücken tragend. Die dämonischen Gesichtsmasken unter den seltsam geformten Helmen hoben sich kaum, als er an ihnen vorbeiritt, aber die unverhüllte Arroganz der neuen Gebieter Vanadas stand der eines Schwertherren der Waranag in nichts nach und beide Seiten nickten einander kurz zu, zum Zeichen der gegenseitigen Achtung. Choson und Waranag waren Verbündete und Hengis hatte den aufopferungsvollen Mut der schlitzäugigen Krieger in den Kämpfen gegen die Estländer kennen und schätzen gelernt. Mehr als einmal verdankte er sein Leben der messerscharfen Schwertklinge eines Chosonkriegers. Er lächelte unwillkürlich. Vielleicht würde sogar eine dieser Klingen in naher oder ferner Zukunft sein Leben beenden. Ein Leben, dessen er schon längst überdrüssig geworden war.

Als die Gassen immer schmaler wurden und die Menge sich immer dichter zusammendrängte, schwang er sich aus dem Sattel und führte den Braunen eng am Zügel hinter sich her. Hengis trug jetzt die einfache Kleidung der Wagenvölker. Beinkleider und Stiefel aus Hirschleder und über der wollenen Tunika einen Harnisch aus gekochtem Khorleder mit aufgenähten Eisenringen. Das schwere Kettenhemd, eine kostbare Arbeit der schmiedekundigen Dalapa in den Bergen Brutheims, und den eisernen Spangenhelm hatte er vor dem Betreten der Stadt in seinen schwarzen Kriegsmantel gehüllt, der jetzt als klirrendes, schwankendes Bündel zusammengerollt am Sattel hing. Zusammen mit seiner Axt, die an seiner Linken in einer einfachen Lederschlaufe baumelte, den Sneidas an seinem breiten Gürtel und dem Beutel voller Gold- und Silberyora, auf dem seine Rechte schützend ruhte, war dies die ganze Habe, die er mit sich führte. Auch ohne die klirrende Brünne gab er eine beeindruckende Erscheinung ab und die brausende Menge teilte sich vor seinen breiten Schultern und seinem brennenden Blick wie Wasser vor dem Bug eines Schiffes.

Hengis schob sich durch das laute Treiben und beachtete weder das Keifen der gewöhnlichen Marktweiber, die ihre jämmerliche Ware mit schriller Stimme anpriesen, noch das gewohnte Jammergeschrei der Händler. Doch dann blieben seine Blicke an dem Stand eines kraushaarigen Bekassiden hängen. Auf einem Tisch aus verfaultem Holz lagen Waffen aller Art in einem wirren Haufen verstreut. Eine schwankende Konstruktion aus Brettern und Stangen, über die sich ein zerfetztes Dach aus brüchigem Leder breitete, schützte Mann und Ware nur mangelhaft vor den sengenden Strahlen der Sonne. Die schwarzen, stechenden Augen, in dem von Hitze und Wind verwüsteten Gesicht des Bekassiden, begannen zu glühen, als sie zusahen, wie die narbenzerfurchten, schwieligen Hände des Gutani gedankenverloren über die angebotenen Klingen strichen. Plötzlich blieb der Blick von Hengis an einer in der Mittagssonne gleißenden gewaltigen Streitaxt hängen. Die Waffe erinnerte Hengis zwar entfernt an die halbmondförmigen Äxte walischer Krieger, aber bei dieser Axt verlängerte sich das Blatt nach unten zu einer schnabelartigen Spitze und die Schneide am Ende lief in einer grausamen, leicht nach innen gebogenen, nadelscharfen Spitze aus. Dazu der schwarze Schaft der Axt, aus einem Holz gefertigt, wie es Hengis noch nicht untergekommen war. Etwas Fremdes und unsagbar Schreckliches ging von der Waffe aus, doch auch etwas Geheimnisvolles und Anziehendes. Er war der Axt auf die erste, tastende Berührung hin verfallen. Der Bekasside bemerkte mit Genugtuung den verräterisch verlangenden Blick in den dunklen Augen des Kriegers, der tief in seinem Innern in feuriger Glut zu lodern begann.

»Ich sehe, Ihr versteht etwas von Waffen, Herr!« Die Stimme des Bekassiden klang ölig und unterwürfig. »Für einen Krieger, wie Ihr es seid, ist diese Axt das Richtige.« Der untersetzte Händler, der seine besten Jahre schon hinter sich haben musste, musterte Hengis mit gierigen Blicken. Aber Hengis, Wigmars Sohn, hatte nur Augen für die Axt.

In den schwarzen Pupillen des Bekassiden flackerte etwas wie Irrsinn auf, als er sah, wie der Gutani nun mit einer kurzen Bewegung des Daumens die Schärfe der Axt prüfte. Rotes Blut quoll sofort hervor und färbte das Blatt dunkel. Hengis stutzte. Spielten ihm seine Sinne einen Streich? Für eine kurze Zeit kam

es ihm vor, als finge der Schaft in seiner Hand an sich zu bewegen. Ein roter Blitz zuckte gedankenschnell durch sein Geistwesen und er hatte den Eindruck, als würde sich für die Dauer eines Herzschlags der Himmel öffnen und geisterhafte Schemen durch nebelhafte Wolkenschleier zu sehen sein. Wie aus weiter Ferne vernahm er etwas wie das undeutliche Klirren von Waffen und die Schreie sterbender Krieger. Nachdenklich legte er das Objekt seiner Begierde wieder zurück. »Wie viel?«, grollte er barsch.

Der Bekasside murmelte etwas in seinen dünnen, ausgefransten Bart. Speichel lief ihm über den zuckenden Mund. Vor Jahren musste den Mann die Schwinge des Gottes getroffen haben. »Herr, vor nicht langer Zeit hat mich ein seltsamer Wanderer aufgesucht. Er war in einen schwarzen Mantel gehüllt und von seinem Gesicht sah ich nur die Augen. Wenn Ihr wisst, was ich meine, Herr«, fügte der Händler hastig hinzu, als er bemerkte, wie Hengis ungeduldig mit der Hand winkte. »Der Fremde überließ mir die Waffe für eine geringe Summe. Weder vorher noch nachher habe ich diesen Mann gesehen. Es schien, als würde er nur wenig Zeit an Land verbringen. Sein wiegender Schritt erinnerte an den Gang eines Seemannes oder an den eines Mannes, der sein Leben im Sattel verbringt und an seinen Kleidern haftete ein übler Geruch. Was ich damit sagen will – ich kann Euch die Axt für wenig Geld …«

»Genug!« Hengis warf dem Händler eine Handvoll Silberyora zu, ein kleines Vermögen, von dem ein Mann wie der Bekasside viele Monde lang sorgenfrei leben konnte. »Dies wird reichen. Ich nehme die Axt.«

Allzu bereitwillig mutete es Hengis an, hatte sich der schmierige Alte auf den Handel eingelassen. Es mochte durchaus sein, dass die Waffe mit einer grotesken und unheimlichen Geschichte behaftet war, aber darüber dachte er bald nicht mehr nach; denn als sich der schwarze Schaft in seine Hand schmiegte, erfüllte ihn ein solches Gefühl der Befriedigung und Stärke, wie er es noch nie zuvor in seinem bisherigen Leben gekannt hatte. Mit einer fast trotzig anmutenden Bewegung warf er seine alte Waffe auf den Tisch des Bekassiden, als wolle er mit dieser Geste die letzten zehn Jahre seines Lebens auslöschen. Da sprangen ihn aus einer Fensteröffnung in der

gegenüberliegenden Gasse unvermittelt zwei pechschwarze Augen an, die zu einem bleichen, wie aus feinem Marmor gemeißelten Frauenantlitz gehörten. Als sich Hengis daraufhin in Bewegung setzte, verschwand die Frau plötzlich und nur ein fremder, nachdrücklicher Duft, eine Mischung aus Ambra und Jasmin, hing noch in der Luft. Er wagte einen neugierigen Blick, aber der Raum hinter den geöffneten Läden war gähnend leer.

Endlich erreichte er wieder eine etwas ruhigere Seitengasse und hielt auf eine heruntergekommene Schenke zu, deren Schild am Eingang die unbeholfene Malerarbeit eines *Goldenen Greifen* darbot. Geschmeidig stieg er vom Pferd und warf einem schnell herzu gelaufenen Stallburschen einen Kupferyora zu. »Behandle ihn gut, mein Junge. Mein Brauner verdient den besten Hafer. Reibe ihn gut ab und gib ihm Wasser. Ich werde später nach ihm sehen.«

Der Stallbursche nickte, biss mit seinen schon verfaulten Zähnen auf dem Geldstück herum und verschwand zufrieden grinsend mit dem müden Tier im Stall.

Die Axt in der Rechten und sein Bündel über die Schulter geworfen, betrat Hengis die Schenke. Als er mit eingezogenem Kopf durch die offene Tür trat, schlugen ihm Weindunst, Knoblauchgeruch und der unvermeidliche Gestank ungewaschener Leiber entgegen. Als er die Gestalt des Wirts hinter der Theke erspähte, die nur aus einem wuchtigen Holzbrett bestand, das auf zwei Fässern ruhte, rief er lauthals: »Bardija, du verlauste Ratte. Einen Krug von deinem besten Masuvier für meine trockene Kehle!« Polternd legte er sein Bündel auf einem der leeren Tische nieder und setzte sich, die schlecht verputzte Lehmwand im Rücken, auf einen der wackligen Stühle. Seine Faust hieb auf den Tisch, dass die Essensreste seiner Vorgänger in Bewegung gerieten. Die wenigen Gäste warfen schräge Blicke auf den waffenstarrenden Riesen und wandten sich dann wieder ihren Bechern zu. Es war noch früh am Tage und so saßen nur die üblichen Halsabschneider und Halunken herum, die sich ausschließlich den eigenen Geschäften widmeten. Bei der kräftigen Gestalt des Kriegers schien ein anderes Verhalten auch nicht angeraten.

»Hengis! Bei den Schwanzfedern des Raben!« Der Wirt, ein fast ebenso großer Hüne wie der Gutani, füllte einen Krug aus

einem der Fässer, die durch einen ledernen Vorhang vom Schankraum getrennt waren, und setzte sich an den Tisch.

»Bardija alter Freund! Es tut gut, dich wiederzusehen!«

Der Angesprochene strich sich über sein kahl werdendes Haupt und wischte den Schweiß ab. Da, wo der Schwertherr nur aus Muskeln wie Stahl zu bestehen schien, hatte der Wirt des *Goldenen Greifen* Fett angesetzt. Er gehörte zu den Galga, einem Stamm des Geistervolkes, und ritt einst mit Modares, ihrem Stammkönig, plündernd und sengend durch die Küstenstaaten. Dort fand er bald Gefallen an den Resten der wolsischen Zivilisation und verkaufte seine Klinge an die grausamen Barone Tanilorns. Das Glück war ihm jedoch nicht gewogen und so kam es, dass er seit vielen Jahren schon in dieser elenden Spelunke sein Leben fristen musste. Aber in ihm pochte ein Herz aus Gold und Hengis kannte ihn als einen Mann, der immer zu seinem Wort stand.

Der Blick des Wirtes fiel auf die Axt, die Hengis jetzt quer über den Tisch legte. *Aus Ish?*, schien sein Blick zu fragen, als seine Augen auf die fremdartigen Schriftzeichen fielen, die auf dem Blatt der grausam geschwungenen Waffe eingeritzt waren.

Hengis schüttelte den Kopf. Sofort flutete eine Warnung wie Feuer durch seine Adern. *Schweige!* Langsam antwortete er dem Galga und er hatte das dumpfe Gefühl, als müsse er jedes Wort neu erfinden. »Heute Morgen erst habe ich diese Axt bei einem Händler erstanden. Er wollte mir eine seltsame Geschichte darüber erzählen, aber – ich hörte ihm nicht zu.« Er grinste Bardija an: »Ich habe nur an deinen Wein gedacht!« Lachend tranken sich die beiden zu.

Plötzlich ernst geworden sagte der Galga: »Es heißt, dass der Reiter der Finsternis über Dalor und Magramor gesehen worden sei …«

»Der Reiter?«, brummte Hengis ohne Interesse. »Es wird viel erzählt, wenn Krieg herrscht.«

»Du kennst die Geschichten! Wenn der Finstere Reiter das Firmament verdunkelt, erbeben die Länder der Erde. Städte fallen unter den Schlägen seiner Axt, wenn er vorüberzieht, und die Mauern und Türme der stärksten Burgen stürzen wie Kartenhäuser in sich zusammen. Die schwarze Axt des Reiters öffnet den Himmel über den Schlachtfeldern. Dort, wo die Heere sich

begegnen, wird der Nehmer der Seelen sein. Dort, wo die Throne der Reiche wanken und Könige und Krieger sterben. Krieger wie du. Bleibe hier und …«

Hengis schüttelte unwillig den Kopf.

»Nein, mein Freund! Der Reiter ist nur ein anderer Name für die gewöhnlichen Schrecken der Natur. Fabelwesen und Zauberei sind etwas für die Kleinmütigen. Ich vertraue nur dem Stahl in meiner Hand. Ich brauche ein Zimmer für die Nacht, Bardija. Mein Brauner steht schon im Stall. Ich werde zu den Inseln des Feuers ziehen, mein Freund. Ja, es wird Krieg geben, und ich werde wieder dabei sein. Wulfhere sucht Männer mit Eisen im Blut und vielleicht …«

»Du wirst niemals finden, was du suchst, Hengis. Was immer es sein mag. Ich kenne dich. Du warst schon immer ruhelos wie ein einsamer Wolf und daran wird sich auch in Zukunft nichts ändern.«

Hengis lachte leise grimmig auf. »Die Zukunft eines Mannes, der zum treuen Hund eines Verräters wurde!«

»Die Zukunft eines Mannes, der unter dem Schwur des Schwertes der Macht steht, Hengis. Oder hast du das auch vergessen?«

Nachdenklich blickte Hengis in seinen Becher. Dann verzog sich sein schmaler Mund zu einem traurigen Lächeln. »Ein verlauster Galga muss mich nicht an meine Eide erinnern. Aber, seit der Schwertträger meine Männer in einem sinnlosen Kampf geopfert hat, bin ich niemandem mehr etwas schuldig. Bring mir zu essen, Bardija!«

Der Wirt nickte. »Ganz der Alte. Ich bringe dir zu essen und dann reden und trinken wir. Von den alten Zeiten, Hengis?«

»Ja, von den alten Zeiten, mein Freund!«

Ende der Leseprobe

Der Autor

Hans-Peter Schultes, geboren 1957, war von Beruf Buchhändler und bis zu seinem Ruhestand viele Jahre als Sortimentsmanager in einer großen deutschen Buchhandelskette tätig. Er war verheiratet und hatte eine erwachsene Tochter.

Seit frühester Jugend galt sein Interesse historischen Romanen, alten Kulturen, Mythen und Sagen und der phantastischen Literatur. Er veröffentlichte zahlreiche Geschichten und Gedichte in Follow, Magira und Fantasia, den Publikationen des EDFC e.V. und des Fantasy Club e.V. Zusammen mit Andreas Groß schrieb er den Roman *Im Schatten des Blutmondes*, der 2012 bei der Verleihung des Deutschen Phantastikpreises in der Kategorie »Bestes deutschsprachiges Romandebüt« den dritten Platz belegte. Bei Emmerich Books & Media veröffentlichte er *Wege des Ruhms*, eine Vorgeschichte zur *Schwertherren-Saga*, und *Runen der Macht*, ein historischer Roman aus der Völkerwanderungszeit.

Bis zu seinem Tod im Herbst 2021 arbeitete er unermüdlich an der Vollendung seiner *Schwertherren-Saga*, doch blieb das Gesamtwerk leider Fragment.

Ein Nachruf

Noch während das Team von Emmerich Books & Media damit beschäftigt war, letzte Hand an den Teil eins der Schwertherren-Trilogie zu legen, erreichte uns die schlimme Nachricht, dass der Autor des Romans und unser langjähriger Freund – Hans-Peter Schultes – am 12. Oktober 2021 verstorben ist.

Obwohl er bereits seit einiger Zeit gesundheitliche Probleme mit dem Herzen hatte und die Operation Anfang Oktober eigentlich sein Leben verlängern sollte, ist er nach dieser Operation nicht mehr aufgewacht. Für uns alle war dies zunächst ein Schock, den wir erst überwinden mussten.

Wir lernten Hans-Peter zu Beginn der 1980er-Jahre durch unser gemeinsames Hobby kennen. Alle waren wir Teil des beginnenden Fantasy-Fandoms und Mitglieder in FoLLoW (Fellowship of the Lords of the Land of Wonder) und dadurch Teil der von Hugh Walker und Eduard Lukschandl kreierten Fantasy-Welt Magira.

Nicht nur wir, sondern auch Hans-Peter Schultes ist Magira über Jahrzehnte hinweg treu geblieben, auch wenn er sich in den letzten Jahren aus dem aktiven Clubleben zurückgezogen hat. Trotzdem ließen ihn »sein« Reich, das Reich des Raben, die Waranag und all die Kulturen, die er mit initiiert hat, nicht los. Sein großes Ziel war, den epischen Auf- und Niedergang dieses Reitervolks, in dem er die Figur Uldin Skeidhs verkörperte, niederzuschreiben. Das hat ihm viel Freude bereitet, dadurch war er stets mit FoLLoW und Magira verbunden.

Die Schwertherren-Trilogie war keine vollkommen neue Geschichte, sondern besteht im Prinzip aus den vielen Erzählungen, die in den letzten 40 Jahren (und mehr) entstanden sind. Sein Vorhaben, alles zu einer durchgängigen Romantrilogie zu vereinigen, hat er wohl schon um 2016 herum begonnen; eine erste »lesbare« Version des Teil 1 war dann im Frühjahr 2019 fertig. Dann arbeiteten wir gemeinsam daran, Unnötiges zu entfernen oder zu kürzen, Widersprüche zu eliminieren, einfach, den Roman auf den Weg zu bringen.

Und jetzt? Jetzt wird Hans-Peter die Veröffentlichung seines Werkes nicht mehr erleben!

Nach Rücksprache mit seiner Familie wird das Werk posthum erscheinen – das wäre auch in seinem Sinn! Es war immer sein großer Traum, das Schicksal des Reiches und den Lebensweg des Herrschers der Waranag in einen mehrbändigen Zyklus festzuhalten. In der Zeit, in der wir den Band eins der Trilogie lektoriert haben, hat Hans-Peter bereits final am Manuskript für Teil 2 gearbeitet. Auch wenn er dies nicht mehr vollenden konnte, so hat er doch einen USB-Stick mit allen Texten hinterlassen. Wir werden alles unternehmen, um die *Schwertherren-Saga* komplett in seinem Sinne herauszugeben. Hierbei erhalten wir tatkräftige Hilfe von Andreas Groß, dem Autor der *Nachtschatten-Trilogie*. Er war mit Hans-Peter besonders eng verbunden, da sie viele Ideen gemeinsam entwickelt haben und bei dessen eigener MAGIRA-Kultur es viele Berührungspunkte mit Hans-Peters Fantasy-Volk gab.

Wir alle sind ihm dies, auch wegen der über vierzig Jahren andauernden Freundschaft, schuldig!

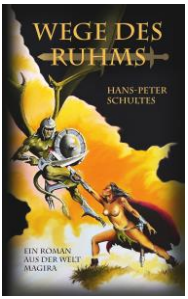
Auch wenn es für die Familie und auch für uns nur ein schwacher Trost ist, doch so lange Hans-Peters Erzählungen gelesen werden, und so lange es die Fantasywelt MAGIRA geben wird, so lange wird die Erinnerung an ihn und an Uldin Skeidh am Leben bleiben.

In tiefer Trauer

Peter Emmerich, Jörg Schukys, Beate Rocholz, Andreas Groß

EMMERICH
Books & Media

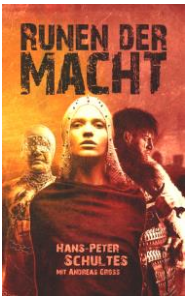
Unsere Titel sind
als Taschenbücher und E-Books bei AMAZON.DE erhältlich.
Ausgewählte Printausgaben können über TRANSGALAXIS.DE
oder direkt über unsere Verlagsseite bestellt werden:
WWW.EMMERICH-BOOKS-MEDIA.DE



HANS-PETER SCHULTES

WEGE DES RUHMS

Ein Heroic-Fantasy-Roman aus der Welt Magira:
Seit den Tagen der ersten Götter tobt der Kampf unheiliger Mächte gegen die Kinder des Menschengeschlechts, in deren Herzen das Wort des Großen Raben brennt. Gegen die Blutmagie der Schlangengeborenen ist ein Schwert, weitergegeben durch die Könige eines auserwählten Volkes, die letzte Hoffnung der noch freien Menschen.



HANS-PETER SCHULTES MIT ANDREAS GROß

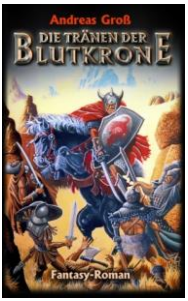
RUNEN DER MACHT

Ein episch-phantastischer Heldenroman:
Die Stämme und Völker, die einst mit Attila gegen Rom gezogen sind, haben das Joch der hunnischen Herrschaft abgeschüttelt. Jetzt fallen die Sieger wie reißende Wölfe übereinander her und die Blutmagie eines hunnischen Schamanen erweckt ein lange verloren geglaubtes Grauen. Nur Giso, die Königin der Rugen, erkennt die drohende Gefahr.

ANDREAS GROß

IM ZEICHEN DER BLUTKRONE

Ein neuer Fantasy-Roman aus der Welt Magira:
Im Zeitalter des Ewiges Spiels kommt die Alte Welt unter endlosen Wellen von Invasionen nicht zur Ruhe. Dem düsteren Volk der W'Ing'Tiu gelingt es, auf den Trümmern des untergegangenen Löwen-Imperiums ein Reich zu errichten. Die Metropole Magramor erbebt, denn die »Nachtschatten« schreiben ihre Geschichte mit dem Blut von Menschenopfern.



ANDREAS GROß

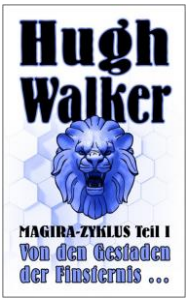
DIE TRÄNEN DER BLUTKRONE

Die Fortsetzung des NACHTSCHATTEN-ZYKLUS:
Das Reich der bluttrinkenden W'Ing'Tiu wurde von einer Vielvölkerallianz vernichtet. Die einstigen Herren werden erbarmungslos gejagt. Doch solange sie ihre todbringenden Klingen führen können, sind die überlebenden Nachtschatten nicht am Ende – ob in Kampfarenen, im tiefsten Feindesgebiet oder an Orten, vor denen selbst finsterste Seelen erschauern.

ANDREAS GROß

DAS FEUER DER BLUTKRONE

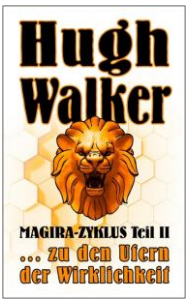
Der dritte Band des NACHTSCHATTEN-ZYKLUS:
Sarkasch van Shan, der geschlagene Herr der verstreuten W'Ing'Tiu, begibt sich auf die Suche nach der geheimnisvollen Heimat der Mythanen, wo er seine verlorengegangen Erinnerungen zurückgewinnen will. Auch die Nachtschatten-Kriegerin Nardya muss sich ihrem Schicksal stellen und beginnt einen gnadenlosen Rachefeldzug.



HUGH WALKER

VON DEN GESTADEN DER FINSTERNIS… (MAGIRA TEIL I)

Der MAGIRA-Zyklus stellt das Hauptwerk von Hugh Walkers Schaffen dar und wurde in über drei Jahrzehnten mehrmals in eine neue literarische Form gegossen. Die acht Romane über die Fantasywelt MAGIRA und die Anfänge des legendären »Ewigen Spiels« erscheinen in unserer Werkreihe in zwei Bänden, ergänzt durch umfangreiches Sekundärmaterial …



HUGH WALKER

… ZU DEN UFERN DER WIRKLICHKEIT (MAGIRA TEIL II)

… Band 1 enthält die Romane 1-4, die Erzählung *Die Faust der Gisha*, Story-Exposés, Beiträge von Helmut W. Pesch und Eduard Lukschandl sowie eine Cover-Galerie. Band 2 enthält die Romane 5-8, die Regeln des »Ewigen Spiels«, Beiträge von Horst Hermann von Allwörden und Franz Schröpf sowie eine Galerie von Helmut W. Pesch.

Ein »Sword & Sorcery«-Roman aus der Welt MAGIRA

Wenn die Mächte des Lichts und der Finsternis um die Herzen der Sterblichen ringen, treffen diese Entscheidungen, die ganze Völker und Reiche in den Abgrund reissen

Das von dem Waranag-Herrscher Uldin Skeidh geschaffene Reich des Raben ist stärkste Macht auf der Alten Welt. Doch zwischen den Stämmen der Wagenvölker sind alte Fehden nie erloschen und ihre Kriegsherren verfolgen ihre eigenen Ziele.

Dies ist die Geschichte eines ungleichen Geschwisterpaares, der Kinder Luanas, der Königin des fast erloschenen Stammes der Greitunger:

Der Schwertherr HENGIS, aufgewachsen bei den verfeindeten Gutani ohne Wissen um seine Herkunft, sucht den Tod auf dem Schlachtfeld. In der Metropole Magramor wird er mit dem bluttrinkenden Nachtschattenvolk der W'Ing'Tiu konfrontiert und gelangt allmählich hinter das Geheimnis seiner Geburt.

DAGENA, eine erprobte Kriegerin der Greitunger, wird Opfer von Intrigen und geht in die Verbannung. Als ihre treuen Gefährtinnen als Gefangene der Gutani, die sich mit den Nachtschatten verbündet haben, nach Magramor verschleppt werden, beginnt ihr Weg der Rache, hin zu ihrer Bestimmung.

EMMERICH
Books & Media